Familien-Bibliothek

der

Deutschen Classiker.

Eine Anthologie

in 100 Bänden.

Fünf und sechzigster Band.

Gotth. Wilh. Chr. Starke.

Zweiter Theil.

Familien-Bibliothek
der
Deutschen Classiker.

Eine Anthologie
in 100 Bänden.

Fünf und sechzigster Band.

Ausgewählte Dichtungen und Prosa
von
Gotth. Wilh. Chr. Starke.

Zweiter Theil.

Hildburghausen und Amsterdam.
Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut.

1843.

Familien-Bibliothek

der

Deutschen Classiker.

Eine Anthologie

in 100 Bänden.

[illegible]

Ausgewählte Dichtungen und Prosa

von

Gotth. Wilh. Chr. Starke.

Zweiter Theil.

Hildburghausen und New-York.
Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut.

18[illegible]

Die armen Alten.

Lieblich tönte aus der Ferne der Glockenhall von manchem ländlichen Thurme, eben war das Nachmittagsgeläut des nahen Dörfchens verhallt, und herzrührend hob der Gesang der versammelten Gemeine an, als der alte Müller mit nassen Augen am Fenster seines Hüttchens sorgte. Einsam stand sein Haus, gleichsam verloren von den Gehöften der Landleute, vor dem Dorfe, wie ein einzelner Halm vor dem Acker am harten Wege.

Mit herzlichem Kummer, aber ohne eine Regung von Neid, hatte der Greis mit seinem betagten Weibe wohlgekleidete Männer und Frauen aus nachbarlichen Oertern zur Kirche vorbeiwandeln gesehn, und sich bei ihrem Anblicke in demüthigende Erinnerungen an die gewesenen guten Tage vertieft. Müllern hätte jetzt Niemand wieder erkannt, wer vor zehn Jahren mit ihm umging. Damals glühte täglich sein Herd, dampften volle Schüsseln auf seinem Tische, waren die Kasten mit Kleidern gefüllt, damals reichte er dem bittenden Dürftigen ein großes Stück Brod an der Thür, und seine Gattin gab der nackten Armuth manches noch nicht vertragene Hemd.

Wer mag deine Fügungen, die Absichten deiner erziehenden Weisheit durchschauen, himmlischer Vater? wie war Alles anders geworden! In einem Kriege, der allenthalben durch erhöhete Abgaben aussog, hatten die Großen der Erde seine kleinen Güter mit verbraucht, er war in Schulden versunken, und nach der Wiederkehr des Friedens hatte eine Feuersbrunst, die bei einem Nachbar ausbrach, alle Ueberbleibsel seines Wohlstandes verzehrt. Ein reicher Mann hatte mit der Bebauung seiner Brandstätte seine Schulden übernommen, und ein Freund ihm einen Stab gegeben, von welchem gestützt er an der Hand seines Weibes vor sechs Jahren als ein neuer Siedler in die Hütte wanderte, in welcher man ihn, wie es manchem Anbauer ging, mehr erwarten, als finden ließ. Die armen Alten brachten außer dem, womit ein paar wohlthätige Menschen ihre Hände gefüllt hatten, nichts mit unter ihr Strohdach, als erschöpfte Glieder, die es ihnen wehrten, in den umliegenden Ortschaften als Bettler zu sammeln. Sie wären verhungert, hätten nicht die Begüterten des Dorfs, ohne daß sie etwas forderten, sie von Zeit zu Zeit mit Lebensmitteln versorgt.

Aber gerade jetzt fehlte es ihnen, wie noch nie, an Allem, darum weinten sie auch heute herzlicher, als jemals. Als sie das Läuten zur Sonntagsandacht hörten, als sie Einige dazu hingehn sahen, jammerten sie laut, daß sie nicht in der Kirche seyn konnten, weil sie keine saubere Kleider hatten. Das Haupt der Frau ruhte in den Händen, welche auf die Knie sich stützten, in der vorgehaltenen Schürze barg sie ihr Schluchzen, und der Greis stand sinnend am Fenster.

Er starrte ein Weilchen in's Feld hinaus, dann hob sich sein Blick schmachtend gen Himmel, dann senkte sein Kopf sich vorwärts, daß sein silberweißes Haar in das blasse Ge=

sicht wallte, und auf seinen naßgeweinten Wangen sich netzte; ein langer Seufzer drängte sich aus seiner Brust, und seine bebende Hand blätterte in einem geliehenen Gesangbuche nach einem Liede, in welchem, wie er sich erinnerte, es hieß, daß Gott die Vögel unter dem Himmel speise, und die Haare auf unserm Haupte zähle, als ein gutgekleideter junger Mann auf dem allmählig zu einem kleinen Hügel anschwellenden Rasen vor seinem Hause sich zu einer kurzen Ruhe niederließ. Der Jüngling öffnete seine Reisetasche, zog etwas Zeug, und dann einige Papiere hervor, fügte jenes dichter in einander, übersah diese, faltete sie zusammen, barg sie wieder, blickte vorwärts, warf seine Tasche auf den Rücken, bog um den Hügel, und ging dann auf der Landstraße fort.

Man weiß, wie Unglückliche, die, ohne Kraft, sich zu helfen, ganz ihrem Kummer hingegeben, sich nur leidend verhalten, jedem Eindrucke folgen, wie sie einen Gegenstand nach dem andern beachten, als könne er ihren Harm zerstreuen, wie sie, was ihnen vorfällt, in den Händen herumdrehen mit der flüchtigen Erwartung, ihre Noth darüber zu vergessen, und bald hiehin, bald dahin schleichen, als werde ihnen am andern Orte anders zu Sinne werden. So ging es jetzt Müllern. Ein dunkler Gedanke vom stärkenden Anhauche der frischen Luft, und wo ein Anderer ruhete, werde er Ruhe finden, trieb ihn zu dem Rasen. Und siehe, auf der Seite des Rasens, die sich vom Wege abwärts senkte, schimmert ihm etwas Weißes entgegen. Er hebt es auf, es däucht ihm schwer, er entwickelt das Papier, und — wie erstaunt er! — zwei große Goldstücke blitzen ihm in die Augen.

Mutter, Mutter! rief er hastig, komm' einmal heraus. Mutter, fuhr er fort, als sie nun vor ihm stand, schau', was

ein Wanderer jetzt eben hier verloren hat. Kennst Du so etwas noch?

Die Frau. Guter Himmel! — siehst Du, Vater, Gott verläßt uns nicht! wenn die Noth am größten ist, dann hilft er. Mich hungerte recht, ich wollte nur nichts sagen, und Dich gewiß auch, und sieh' nur Deinen Rock. — Aber hier ist mehr als genug zu einem neuen, und für mich zu einem Mieder, dann können wir in die Kirche gehen. Gott hilft!

Müller. Er hilft, Mutter, ja, er hilft, aber nicht durch dieses Geld. Ich sage Dir ja, es gehört einem Wanderer. Er muß noch dicht dort hinter dem Busche seyn.

Die Frau. O! — der braucht's vielleicht nicht.

Müller. Freilich wohl! (er besinnt sich). Aber, Mutter, es gehört ihm.

Die Frau. Er achtet's gewiß nicht, sonst wär' er vorsichtiger damit gewesen; weiß nicht, wo er es verloren hat.

Müller. Mutter, aber Gott weiß es. Fasse Dich, und lass' Dich durch das Gold nicht blenden.

Die Frau. Aber, Vater! uns're Noth, — uns're große Noth!

Müller. Ja wohl. — Meinst Du? (besinnt sich wieder) Nein, nein! — Siehe nur, wie schön das Getreide stehet, vor uns des Richters Weizen, da des Schulzen Gerste, dort des Pfarrers Roggen; sie können's wahrlich nicht allein verzehren, sie werden uns davon bedenken. Und sieh' nur, hier wehet der Wind schon über Stoppeln, und treibt mir die Wolle von den dürren Distelköpfen in's Gesicht; der Herbst ist nahe, und dieser Herbst könnte uns wohl mitnehmen von

der Welt. Bald geht der Wind über unser Grab, und so dicht am Grabe sollten wir etwas veruntreuen? Mir wird bange, Mutter, mir wird sehr bange. Weg, weg mit dem Golde! Ist's mir doch, als wär' ich schon todt, und als stände ich vor dem Weltrichter, und er sagte zu mir: du trugst deine weißen Haare mit Ehren, und um ein paar Goldstücke hast du dein graues Haupt geschändet, schäme dich!

Die Frau. Herr Jesus Christus, wir wollen lieber verhungern. Du hast Recht, Vater, das ist das Gewissen. Du machst mir angst und bange, ich friere und bebe, als hätte ich schon gestohlen; lauf', lauf', daß Du des Goldes los wirst, was Deine alten Füße können, ich will Dir Deinen Stock bringen; — Herr Gott, wenn du den Wanderer nur wieder einholst!

Zitternd eilte die Frau in das Haus, und zitternd und ungeduldig schritt der Greis bald vorwärts, bald rückwärts, und raffte sich ängstlich nach dem Wege hin. Wohl denen, welche zittern und streben, um Unrecht zu verhüten! — Da, Vater, sagte die Greisin, und reichte ihm den Stab, und nun so schnell, als Du kannst! Der Wand'rer ist den Weg um den Busch gegangen, sagtest Du; die Landstraße krümmt sich da gar sehr; wenn Du hier den Fußsteig durch des Richters Hafer gehst, so kommst Du so viel näher, als er, so mußt Du ihn noch am Ende des Busches treffen; eile, eile! Gott im Himmel, wenn Du ihn nur triffst!

Sie rief ihm das nach, denn schon war er auf dem Fußsteige. — Vorwärts gebeugt strengte sein wankender Leib sich an; so hastig, als jetzt, hatten seine Füße nicht gearbeitet, seitdem sein Haus abbrannte, sein schneeweißes Haar schwamm in der Luft, und der Wind bewegte die zerrissenen

Stellen seines Gewandes. Wenn er ihn nur trifft, dachte die Frau, und wandte sich erst nach der Hütte, und dann wieder nach dem Gatten, und ihr däuchte, er gehe zu langsam, und sie folgte beklommen ihm nach, und erreichte ihn, und faßte seinen Arm. Ich bin doch noch etwas rüstiger, als Du, sagte sie, ich kann Dich stützen, halte Dich nur an mich. Arm in Arm keuchten nun die Alten geschwinder, als zuvor, des Weges weiter, und wäre Jemand Zeuge des Auftritts gewesen, so hätte er eine Thräne aus den Augen wischen, und seine Hände falten und denken müssen: Dank dir, Gott, daß du deinem Menschen Kraft gabst, auf der Höhe sittlicher Würde so fest zu stehn, daß ihn der Glanz des Goldes nicht niederziehen, der Drang des Hungers ihn nicht herabstoßen kann!

Bald hatten die Gatten den Fußsteig zurückgelegt, bald standen sie am Ende des Busches, und sahen mit Freuden, daß sie dem Jünglinge so weit zuvorgekommen waren, daß er sich ihnen erst näherte, als sie schon wieder Athem und etwas Kraft geschöpft hatten.

Mein Herr, sagte der Greis, hier sind zwei Goldstücke, die Sie dort auf dem Rasen vor der letzten Hütte des Dorfs aus Ihrer Reisetasche zogen.

Verwundert sah der Jüngling die Alten an, und innig und achtungsvoll ruhten seine Augen auf ihren mitleiderweckenden Kleidern. Ihr scheint arm zu seyn, begann er nach einigem Nachsinnen.

Müller. Sehr arm, mein Herr.

Die Frau. Aber wir möchten gern ehrlich bleiben: da haben Sie Ihr Geld.

Der Jüngling (bedenkt sich eine Weile mit allen Zeichen der Unentschlossenheit im Gesichte, und nimmt es). Ich nehme es wieder, weil ich's da, wohin ich will, gebrauchen könnte. Für heute will ich Euch geben, was ich jetzt erübrigen kann, und bald komme ich zurück, dann sollt Ihr sehen, daß es Menschen gibt, welche die redliche Dürftigkeit schätzen. Hört, gute Leute, wo ich die Goldstücke, deren Ihr vielmal werth seyd, nöthig haben möchte. Zwölf Jahre sind es nun, daß ich meine Eltern als ein junger Handwerker verließ, und nur ein Jahr weniger ist's, daß ich nichts mehr von ihnen gehört habe.

Müller. Mutter, hörst Du? — —

Der Jüngling. Damals ließ ich mich bereden, ein paar Seereisen mitzumachen. Auf mehrere Briefe habe ich keine Antwort gesehn, vielleicht, weil meine Eltern sie nicht empfingen. Zuletzt lebte ich einige Jahre in Batavia. Der himmlische Vater hat mich reichlich gesegnet. Vor sechs Wochen bin ich in Hamburg wieder angekommen. Die Tochter des Meisters, bei welchem ich ein Jahr gearbeitet hatte, war indeß aus einem zarten Kinde eine blühend schöne und recht gute Jungfrau geworden. Der Vater kannte mich, ich habe zu leben, die Tochter gewann mich lieb, und in zwei Monaten wird sie mein Weib. Zum Glücke fehlt mir nun nichts, als daß ich weiß, wie's meinem Vater und meiner Mutter geht.

Die Frau. Vater! — —

Der Jüngling. Auf einen Brief von Hamburg habe ich wieder keine Nachricht erhalten, darum bin ich auf dem Wege, meine liebe Heimath zum letzten Male zu grüßen, und Gott gebe, daß ich meine Eltern noch treffe, und daß sie sich entschließen, mit mir zu ziehen, und mit mir zu thei-

len, was Gott mir bescheert hat. Auf der Rückreise komme ich wieder hier durch, und — —

Müller (der seine Gattin schon mehrmals bedeutend angesehn und ihr zugewinkt hat). Mutter, kommt's Dir denn auch so vor? — (Zu dem Fremden) Und wenn man fragen darf, mein Herr, wie weit ist's noch zu Ihrer Heimath?

Der Jüngling. Vier Meilen, hat man mir dort im Dorfe gesagt, sey's noch bis Brockstädt.

Die Alten (mit ausgebreiteten Armen). Ach, Brockstädt, Brockstädt!

Der Jüngling. Gott, was ist Euch? Solltet Ihr da bekannt seyn? Mein Vater heißt Müller.

Die Alten (von beiden Seiten taumelnd um seinen Hals stürzend). Ach, Wilhelm, mein Sohn, mein wiedergefundener Wilhelm!

Mehr vermochten sie nicht. Der Jüngling sank, wie berauscht, von einer Brust an die andere, und auf lange erlag die Rede der Entzückten unter der Gewalt ihrer seligen Gefühle. Den Wanderer überzeugten mehr die zutreffenden und innigen Antworten auf einige Fragen, als die durch den Kummer gänzlich geänderten Gesichtszüge, und die Töne der durch das Alter geschwächten Stimmen, daß er in den Armen seiner Eltern hange. Mein Vater! meine Mutter! stammelte er, stürzte auf seine Kniee, heftete den Blick gen Himmel, rang die Hände empor, und betete mit zitternden Lippen: O Gott, wie gut machst du's mit mir, Gott sey gelobt!

Müller. Mutter, falle auf die Kniee. Wir sind ja wohl im Paradiese und sehen da unsern Sohn wieder? Auf Erden hoffte ich solche Seligkeit nicht mehr.

Die Frau. Ich kann's auch gar noch nicht glauben. — Wenn es Wilhelm nicht wäre! So groß, und so stark, und so schön war Wilhelm nicht; und doch ist er's. — O mein Wilhelm! —

Der Jüngling. Ich war kaum achtzehn Jahre alt, als ich Euch verließ, und habe mich in der Fremde geändert. Ach, meine Mutter! ach, mein Vater!

Müller. Mutter, Wilhelm, danket, preiset! mir ist, als wären wir im Paradiese.

Der Jüngling. Wir sind's. Wer fromm und redlich ist, wie Ihr, der ist im Paradiese.

Louise an ihren Bräutigam.

Verberg' ein Mann vor der Geliebten nur,
Was er beschließt, sie kömmt ihm auf die Spur,
Und wandelt ihm, auf seiner Liebe Wegen,
Bald nach, bald vor, und manchmal auch entgegen.
So weiß auch ich schon von der gold'nen Uhr,
Die Du mir kaufen willst. O Dank dem guten Willen!
Und nun die Bitt', ihn ja nicht zu erfüllen.
Warum? — o Theurer, kränk' ich Dich?
Das wär' mir leid; vergib, und höre mich:
Mein Vater kann zum Putz mir wenig spenden.
So hatt' ich nur die gute Reinlichkeit,
Und feines Garn, gedreht von meinen Händen,
Und was der Fleiß und die Natur verleiht,
Das kleine Werk der Schmückung zu vollenden.
Ein Röschen von dem Stock, ein leicht bezahltes Band,
Das ich vielleicht so so zu fügen wußte,
War mir genug, und nimmer wünscht' ich Tand,
Den mancher Vater gab, und still beseufzen mußte.
D'rum wär' ich mehr verlegen, als erfreut,
Wenn ungewohnte Zier mich schmückte,
Und eine Uhr an meiner Seite pickte.

Du meinst, ich spräch' zu viel von einer Kleinigkeit;
Was uns bald mehr, bald minder glänzend kleidet,
Wie sehr es uns von Andern unterscheidet,
Ist freilich niemals groß — und weckt doch oft den Neid.
Wie würde mir, wenn von den Kleinen,
Die fremden Putz belachen und beweinen,
Und deren jeder Ort und jedes Oertchen hat,
So Mancher Dein Geschenk beredte,
Und klug bespräch', was ich, anstatt
Der goldnen Uhr, wohl nöthig hätte?
Auch würde man, und das ertrüg' ich nicht,
Des Vaters Hab' und Amt nicht schweigend übergehen:
Denn wer in neuer Pracht erscheinet, trägt ein Licht,
Wobei die Leute Stand und Armuth heller sehen.
Und dann: Wie zu der Uhr ein Kettchen fein,
Ein Schlüsselchen, ein Perlchen, ein Gestein,
Und manches Andere gehöret,
So muß bei Dem, was man gar leicht entbehret,
Noch Dies und Das, was Vieles kostet, seyn.
Ein Pred'ger ist nicht reich besoldet,
Und rings um ihn ist selten mehr,
Als seiner Bibel Schnitt vergoldet:
O sprich, wo nähmen wir das Ueberflüss'ge her?
Verlangtest Du, wenn ich einst viel bedürfen wollte,
Daß manches arme Paar die Traugebühr,
Zu Deines Weibes eitler Zier,
Vielleicht mit Thränen geben sollte?
Ach, wolltest Du des Armen Sarg
Nicht unbezahlt begleiten? Den nicht speisen,
Der hungrig ist, und, gegen Kranke karg,
Mit Seufzen sie zu mildern Leuten weisen?
Ach, möchtest Du nur stets auf größern Vortheil sehn,

Vor denen, die dazu verhelfen können,
Nach ihrem Wunsch nicht wohl Dich fügend stehn,
Und manches G'rade krumm, und Krummes g'rade nennen?
Ach, wolltest Du den guten alten Mann,
In dessen Stelle Du zu rücken
Erwartest, gern an seinem Ziel erblicken?
O nein, das willst Du nicht. Wohlan!
Empfange meinen Dank für Deinen guten Willen
Mit meiner Bitt', ihn ja nicht zu erfüllen,
Und sende, wenn Du mich beschenken willst,
Ein Blümchen mir, von Deiner Hand gepflücket,
Und komm' dann bald, und sieh', wie mich das Blümchen
schmücket,
Und sink' an meine Brust, die Du mit Wonne füllst.

Louise an ihren Bräutigam.

Sie machten mir neulich eine große Freude, und erhielten meinen innigen Dank, als Sie meine Bitte erfüllten, mich mit der Uhr, die Sie mir zugedacht hatten, nicht zu beschenken. Sie sollen dafür der herzlichsten Küsse noch viele empfangen. O, ich kann an die Liebe, mit welcher Sie auf meine Freude und Ruhe bedacht sind, nicht ohne den Wunsch denken, daß ich Ihnen Freuden geben, und Ihnen die Ruhe in das Haus bringen könnte; ich kann die Freundlichkeit, mit welcher Sie auf meine Vorstellungen achten, nicht ohne den festen Vorsatz beherzigen, immer Ihre Gedanken und Entwürfe zu ehren, und Ihren Belehrungen offen zu seyn. In diesem Sinne schreibe ich Ihnen jetzt, weil Sie heute erst spät am Abende, und bis dahin müssen noch zehn lange Stunden vergehn, zu uns kommen können. Eine Viertelstunde, um mein Geschreibe zu lesen und zu überlegen, haben Sie gewiß übrig.

Vor einem Weilchen ist der Tischler, der Verschiedenes für mich verfertigt, von uns gegangen, nachdem er beiläufig erzählt hatte, daß er für Sie viel zu thun bekommen werde, weil Sie Willens wären, alles alte Geräth mit neuem zu vertauschen. Lassen Sie mich darüber immer ein wenig plaudern. Ich weiß eine passende Schmückung der Zimmer und häusliches Geräth, welches im Innern und Aeußern seiner Bestimmung entspricht, und mit dieser Zweckmäßigkeit Verzierungen, die seine Art und sein Gebrauch vertragen, verbindet, recht sehr zu schätzen. Ja, ich verdenke es

reichen Leuten, wenn sie den unschuldigen Genuß, der daraus entspringt, und der selbst den Geist nicht unbeschäftigt läßt, aus Gleichgültigkeit verachten, oder aus Kargheit sich versagen; und ich wenigstens würde dem feinern Vergnügen, welches der Anblick von Ordnung und Annehmlichkeit, auch in Nebendingen, gewährt, gern die blos sinnlichen Genüsse aufopfern. Dabei gestehe ich bereitwillig, daß ich an dem Krame, den uns're Vorfahren auch für uns anschafften, manches seltsam gedacht und seltsam ausgeführt finde, wie die Nachkommen dieses und jenes für uns Verfertigte belächeln werden.

So enthält die Stube, in welche ich aus unserm Wohnzimmer, an Sie zu schreiben, gegangen bin, neben einigem alten Geräthe, das bei weitem verständiger, fleißiger und zierlicher gearbeitet ist, als vieles jetzt Beliebte, gar Verschied'nes, dessen Musterung mich in einer müßigen Stunde recht belustigen kann. Auf der Tapete stehen Gegenstände, die in der Natur weit von einander geschieden sind, nahe beisammen. Eine ganze Jagd geht so dicht an einem Bauerngelage vorbei, daß das Geweih eines Hirsches an die Gläser der Trinkenden streift. Ueber denselben schlürft eine Gesellschaft Chineser Thee, und neben diesen hält ein schwarzer Sklave seinem schwarzen Herrn den Schirm.

Auffallend ist Jedem das riesenmäßige Bett, von welchem Sie beim ersten Anblicke sagten: Da haben Sie ja in der kleinen Stube noch eine recht große Stube. Es ward freilich nicht für dies Zimmer gemacht, und sein Himmel klemmt sich unter den Balken. Hinter den Vorhängen mit wunderlichen Blumen erblickt man auf dem Ueberzuge die zwei israelitischen Männer mit der großen Weintraube und Simsons ganze Geschichte. Als Kind konnte ich das

schön finden, und es für ein beneidenswerthes Loos halten, unter der Simsonsdecke, wie ich sie nannte, zu schlafen; jetzt scheinen mir die Gebilde sonderbar. Gegen mir über erhebt ein Lehnstuhl die Vorderfüße so weit ausgreifend, als ob er sich in Galopp setzte, und diese Füße sind mit geschnitzten Rebenblättern umwunden. Die Stühle, die dazu gehören, sind ihm ganz ähnlich, und es ist etwas schwer, schnell von ihnen aufzustehen, ohne sie an ihren Schweifungen mit fortzuziehn. Die Tische mit ihren leichten Rehfüßen sehen aus, als ob sie von beiden Seiten davon laufen wollten, und man darf nicht jede Last, die ein Tisch zu tragen bestimmt ist, den schwachen Stützen zumuthen. Der zu gleicher Zeit entstandene Schrank ist an allen Ecken und Leisten auf das Krauseste verschnörkelt, und der kleine Spiegel scheint nur um des breiten bunten Rahmens willen da zu seyn. Ich kann das Alles nicht belobend betrachten, und billige also die Anschaffung neuen Geräths, oder die allmählige Vertauschung des schlechten mit besserm, wenn die Umstände und Einkünfte sie gestatten.

Aber freilich, mein Theuerster, Rücksicht auf die Umstände scheint mir nöthiger, als auf den neuesten Geschmack, Eintracht mit den Einkünften befriedigender, als Verzierungen, und Ruhe süßer, als Glanz. Daß wir Beide nicht reich sind, daß kein Verständiger von Leuten des Mittelstandes die ekelste Auswahl in dem, was sie an sich und um sich haben, erwartet, daß Mancher eine solche uns verargen würde, daß ein auch nur etwas übertriebener Aufwand, den ein Bräutigam aus der zärtlichsten Liebe für seine künftige Gattin machte, schon oft, ich will nicht sagen Zwist, aber doch Unruhe in die Ehe brachte, daß ein alter Schrank nicht so lästig ist, als eine neue Schuld, und daß man den unfeinsten Tisch noch immer lieber im Zimmer sieht, als den fein-

sten Mahner, daran brauche ich Sie nur zu erinnern. Aber erinnern mußte ich Sie daran, weil Sie, lieber Guter, es über dem Wunsche, mich zu vergnügen, und mir den Aufenhalt in Ihrem Hause selbst durch das Aeußere dessel= ben recht angenehm zu machen, vergessen möchten. Sie ha= ben sich selbst ja schon oft meinetwegen vergessen. Haben Sie dafür tausendfachen Dank, aber bedenken Sie auch, daß meine Freude nur in Ihrer Freude, meine Heiterkeit nur in Ihrer Sicherheit vor Sorgen ruhen kann. Laden Sie um meinetwillen keine Sorgen auf sich, und leben Sie im= mer und bis auf den heutigen schönen Abend recht wohl.

Louise an Johanne B.

Sie werden, meine Beste, diese paar Zeilen gewiß freund= lich aufnehmen und beherzigen, nicht weil ich Gattin und Mutter und einige Jahre älter bin, als Sie, auch nicht, weil Sie mir, als einer Verwandten, eine kleine Warnung gestatten, sondern weil Ihr Herz für mich spricht, und weil ich Sie so lieb habe. Sie sind ein gutes Mädchen, und ich möchte Sie gern auch immer in Ihren Aeußerungen gut und durchaus glücklich sehn. Alles, was Ihrem Herzen und Ihrem Frieden nur von fern Gefahr droht, muß mich also besorgt machen, wie Staub, der auf eine Blume fällt, den ärgert, dem die Blume werth ist, auch wenn er weiß, daß der Staub seinen Liebling nicht gerade erdrückt.

Sie haben einigemal, und besonders gestern, die Fragen und Höflichkeiten eines rechtschaffenen Mannes, der Achtung und vielleicht Zärtlichkeit für Sie fühlt, mit einer vernach= lässigenden Kälte, mit kurz abbrechenden, wenn nicht gar

schneidenden Worten erwiedert, die Mancher Sprödigkeit nennen würde. Zuverlässig konnte Sie blos ein kleines Mißverständniß der Wahrheit, daß man seine Würde behaupten solle, dazu verleiten. Ihr Herz hatte gewiß keinen Theil daran, und Ihr gesunder und gebildeter Verstand, meine junge Freundin! bedarf nur weniger Fingerzeige. Blos den Zudringlichkeiten eines Gecken wird ein edles Mädchen zurückschreckenden Ernst, und, wenn es seyn muß, Verachtung, die ihn an seine Kleinheit erinnert, entgegensetzen; aber die redlichen Gefühle eines Gutgesinnten wird es, auch wenn es sie nicht erwiedern kann, mit Schonung behandeln. Wenn ein Wohlwollender Jemandem ein Geschenk anbietet, wovon dieser keinen Gebrauch machen kann, oder welches er nicht nehmen darf, so wird er es gewiß dem Geber nicht kränkend vor die Füße werfen, sondern es ihm so leise und sanft als möglich in die Hände zurück schieben, und ihm für seinen guten Willen durch einen milden Blick, durch ein beruhigendes Wort, durch einen Druck der Hand, wohl gar durch eine Thräne im Auge danken. Ein Mann, der einem Weibe sich selbst anträgt, meint doch gewöhnlich eben sowohl nichts Schlechtes anzubieten, als er der Geliebten seine Hochschätzung unverkennlich erklärt. Da kann nun seine Gabe zwar abgelehnt, aber nicht weggestoßen, da darf ihm Achtung nicht mit Demüthigungen vergolten werden.

Auch habe ich nicht Wenige, die solche Demüthigungen ausspendeten, Vernachlässigung für Vernachlässigung ernten, und Seufzer, die sie Andern abpreßten, beseufzen sehn. Gutes Hannchen, ein paar Jahre können Vieles ändern. Der starre Distelkopf überzieht sich mit der weichsten Seide, wenn er verblüht ist, und die stolze Spröde wird mild und geschmeidig, wenn ihre schönste Zeit zu Ende geht. So hart und laut und zurückweisend sie erst sprach, so sanft und

leise und lockend redet sie oft hernach, und wird nicht gehört.

In dieser Gefahr sind Sie nicht, meine Liebe, das weiß ich wohl. Aber ich wollte von einer Blume, die mir werth ist, auch das Stäubchen nehmen, das nicht darauf gehört. Warum sollte man an Ihnen etwas sehn, was Sie nicht selbst sind? Ihr Herz ist so rein, so gut, so frei von aller Härte, so müssen Sie sich überall und Jedem zeigen. O seyn Sie gegen Jeden wohlthuend und wahr, wie Sie es in der Liebe gegen ihre Louise sind.

Lied eines Landmanns zum Lobes seines Weibes.

Freudig sink' ich hier in Blumen nieder;
Sing', o Lerche, sing' in meine Lieder,
Wie du jubelst, liebes, heit'res Thier!
Hast wohl auch ein treues Weib im Neste?
Sieh', mir ward der guten Frauen Beste,
Steig' empor und singe froh mit mir.

Müde war ich von des Tages Fleiße,
Und die Wangen trieften mir von Schweiße;
Aber nun bin ich schon wieder frisch:
Eilte doch mein ganzer Ehesegen
Mit der Gattin freundlich mir entgegen,
Und umhüpfte mich bis an den Tisch.

„Nach der Arbeit magst Du Dich nun laben,
Komm, genieß' das Gute, was wir haben,
Nimm für Deine Mühe großen Dank!"
Sprach mein Weib, und küßte mich und brachte,
Daß das Kind am Busen nicht erwachte,
Flüsternd mich an meine Gartenbank.

Siehe, meinen Platz am Tische schmückte
Manches Blümlein, das die Gute pflückte,
Und mir in ein buntes Sträußchen band,
Und die Landmannskost in ird'ner Schaale
Würzte mir zum schönsten Festtagsmahle
Ihre Red', ein Druck von ihrer Hand.

Juble, Lerche, lauter nach mir nieder,
Ist mir's doch, als priesen deine Lieder,
Wie beglückt ich durch mein Weibchen bin:
Solche schmucke Frauen gibt es wenig,
Wie mein Hannchen ist, und mancher König
Hat nicht solche schöne Königin.

Aber nehmt der Augen, nehmt der Haare,
Und der frischen Wangen Reiz, ihr Jahre,
Raubt ihr doch ihr schönes Herz ihr nicht,
Nicht den Fleiß, die Lieb' und fromme Sitte,
Nicht die Tugend, welch' um meine Hütte
Täglich neue Blumenkränze flicht.

Bei der Schwalbe Morgengruß am Dache
Eilt sie flink aus unserm Schlafgemache,
Kein Geschäft im Haus' ist ihr zu klein;
Und wenn Manche nicht gar sauber gehen,
Daß es einen schmerzet, sie zu sehen,
Steht sie selbst am Herde nett und rein.

Wenn sich and're Weiber reicher schmücken,
Wird sie nimmer scheel nach ihnen blicken,
Und bespottet und beschwatzt sie nicht;

Nimmer gleicht ihr Antlitz trübem Molken:
Des Verdrusses und des Unmuths Wolken
Haften nicht auf ihrem Angesicht.

Meine Kinder lehrt sie, straft nur selten:
Vor Geschrei, vor Zank' und wildem Schelten
Flieht aus meiner Hütte nie die Ruh',
Und — ich bin vor manchem Mann gesegnet! —
Wenn es bei dem Wäschetrocknen regnet,
Rechnet sie das Wetter mir nicht zu.

Rühmen möcht' ich, wie sie hilft und liebet,
Eifrig, was der Pfarrer predigt, übet:
Neulich lag ein armer Alter krank,
Täglich labte sie den Mann mit Speisen,
Gab ihm Linnen; — hört' er mich sie preisen,
Mit mir lobte sie sein Herzensdank! —

Schau, jetzt wallt die Sonn' in Gluthen nieder.
Schon verstummen, Lerche, deine Lieder,
Alles sinket in der Dämm'rung Ruh':
Horch! da rauschet meines Gärtchens Pforte,
Horch! ich höre milde, liebe Worte,
Sieh', mein Hannchen winkt und eilt mir zu.

Der Gebrechliche.

Die sanfte Albertine gab ihrem Seewald einen freundlichen Wink, und entfernte sich dann in einen entlegenern Theil des Gartens von der Gesellschaft, welche in größere und kleinere Haufen gesondert in der Nähe des Gartenhauses stand oder herumging, sprach und scherzte. Seewald verstand Albertinen, und wandelte neben Blumenbeeten und Hecken der Schönen nach, bis er unter einem überwölbenden Schneeballgebüsch, dessen Blüthenkugeln auf ihren Locken und Schultern sich wiegten, vor ihr stand.

Seewald. Sie schienen mir etwas sagen zu wollen, meine Gute?

Albertine. Ja, Bester! Würden Sie mir nicht zürnen, wenn ich hernach nicht Ihnen, sondern Wollburgen meinen Arm gäbe, und mich von ihm führen ließe?

Seewald. Ich Ihnen zürnen, Liebe? Ich habe Sie noch nie ohne Gründe handeln gesehen. Aber wie kommen Sie darauf?

Albertine. Sehn Sie, wir Mädchen standen vorhin bei einander auf dem Rasen dort unter dem großen Birnbaume. Da ward von Wollburgen gesprochen, wie er so kränklich von Ansehn, so auffallend klein, und so verwachsen

und gebrechlich sey. Einige zeigten dabei einen gefühlvollen Ernst, Andere aber waren leichtsinnig und gedankenlos genug, über Wollburgs Gestalt spotten, einander mit seiner Liebe, deren sich doch wahrlich kein Mädchen zu schämen haben würde, schrauben, und damit necken zu können, welche von ihnen er hernach bei dem beschlossenen Spaziergange führen werde. Mehrere erklärten sich gegen diese Führung so entscheidend und höhnisch, daß ich Kränkungen für den trefflichen Mann fürchte, — und die möchte ich ihm doch gern ersparen.

Seewald. Sehr gut, meine biederherzige Albertine, bieten Sie Wollburgen Ihren Arm; die treueste Liebe und Freundschaft mag Ihnen dafür in einer bangen Stunde die Hand reichen. Gern will ich neben Ihnen Beiden, oder an Ihrer andern Seite gehn, und ich denke, wir wollen durch Wollburgs ausgebreitete Kenntnisse besser unterhalten werden, als manche von jenen Mädchen durch das hohle Geschwätz ihrer Begleiter. Daß doch manchen Mädchen der Verstand und die Tugend in schlechter Hülle so wenig, und die Leerheit und der Unwerth in angenehmer Gestalt so gar Vieles gilt! Uebrigens glaube ich alle die herzählen zu können, die Wollburgen nicht zu schätzen verstehn.

Albertine. Wer weiß auch. Wenigstens würden Sie auf eine, welcher ich darüber freundschaftlich meine Meinung sagen will, gewiß nicht fallen. Stellen Sie sich vor, auch Louise ließ sich durch das Gerede anstecken und fortreißen, und Louise ist doch sonst so herzensgut.

Seewald. Wahrlich, das ist sie, und ich dächte, es sollte mir nur ein paar Worte kosten, sie zu Thränen zu rühren. Zuverlässig ließ sie vorhin weder ihr Herz, noch ihren gesunden Verstand reden, und ihre Vernunft ward durch

den Wahn Anderer, der im Spotte Witz zu seyn schien, oder durch Vorurtheile überlistet, die nicht selten, selbst im Umgange mit gebildeten Menschen, genährt und empfohlen, oder durch die Erziehung unauslöschlich eingeprägt wurden. Denn ziehen nicht viele Eltern und Erzieher das Aeußere dem Innern vor? Setzt man nicht oft die guten Kinder den schönen Kindern nach? Sagt man nicht hier und da einem Zöglinge unzähligemal: Gehe gerade! ehe man ihm einmal zuruft: Denke gerade! Hören manche Kleinen nicht häufiger die Worte: das läßt hübsch, das kleidet schön, als das Urtheil: das ist recht und edel? Und wird diesen nicht hernach die Unvollkommenheit der Gesichtszüge und des Wuchses anstößig und widrig werden?

Albertine. Wie gesagt, Lieber, ich will mit Louisen sprechen, und Ihnen dann sagen, wie sehr sie ihre Unbesonnenheit bereuet hat.

Seewald. Thun Sie das, meine Theure. Louise ist der Belehrung einer bedächtlichern Freundin werth. Wie würdest du erschrocken seyn, milde Louise, wenn dir in dem Augenblicke deines Leichtsinns eingefallen wäre, welche wohlgebaute Leute Wollburgs beide Eltern waren, und daß einst, wenn du Gattin bist, magst du auch noch so schlank und schön seyn, dein Sohn ein Krüppel, und deine Tochter eine Gebrechliche seyn kann, und wie es dann an deinem Mutterherzen wühlen, und dir brennende Thränen aus den Augen pressen würde, wenn ein Narr deine Tochter wegen ihrer schlechten Gestalt über die Schulter ansehn, oder ein eitles Mädchen deinem Sohne, der ein würdiger Mann wäre, ihren Arm für einen Spaziergang beleidigend verweigern wollte.

Albertine. Und ein sehr würdiger Mann ist Wollburg wahrhaftig.

Seewald. Ja, bei Gott, das ist er, der Edle! Ich habe ihm viel zu danken. Er war vor mir bei der Regierung angestellt, und mir an Gelehrsamkeit und Erfahrung bei weitem überlegen. Er hat mich geleitet, hat mich durch seine Einsicht, durch seinen Rath und sein Urtheil zum Geschäftsmanne gebildet, hat für mich gearbeitet, und mich arbeiten gelehrt, und wenn ich jetzt zum Dienste des Staats Kraft und guten Willen habe, so habe ich beides einem guten Theile nach durch ihn. (Lebhaft) Wer mir meinen Wollburg kränken wollte — —

Mit einem innigen Händedrucke erwiederte Albertine ihrem Geliebten seinen freundschaftlichen Eifer, machte ihn darauf aufmerksam, daß an dem Gartenhause Hüte und Sonnenschirme zusammengeholt würden, und eilte mit ihm Hand in Hand zur Gesellschaft zurück.

Diese stand fast durchaus schon so gestellt, daß Wollburg einzeln blieb, und daß der, welcher die erzählten Aeußerungen einiger Mädchen wußte, an ihrem Wegtreten und an einem gewissen leichtfertigen Lächeln, mit welchem sich von Zeit zu Zeit Aufmerksamkeit auf den edlen Gebrechlichen vermischte, die Folgen derselben augenblicklich erkannte. Wie von ungefähr nahm Albertine ihren Platz zu Wollburgs Rechten, und blickte ihn, als mehrere nach dem Thore, das in's Freie führte, zuwandelten, so achtungsvoll, und zugleich so freundlich auffordernd an, daß dieser ihr seinen Arm bot, indeß Seewald nach der andern Seite hinüber trat. Vorsichtiglich senkte Albertine ihren Arm so tief als möglich herab, gleichsam, als wollte sie ihren Begleiter über seine Kleinheit täuschen, und ihm seinen äußern Abstand von ei=

nem schlanken blühenden Mädchen verbergen. Hastig, mit seitwärts schielenden Augen, wie wenn man etwas Lächerliches hinter sich weiß, gingen Manche voran, und ein paar Leichtsinnige lächelten und blinzten zurück, als triumphirten sie über Albertinens Loos. Eben trat diese, indeß die Uebrigen schon im Freien waren, mit ihren Begleitern aus dem Gitterthore, als ein Ruf von Wollburgs Namen sie aufhielt.

Ein Secretair des Geheimraths näherte sich, zog Wollburgen durch einen Wink zur Seite, und sagte ihm ziemlich verständlich für Albertinen und Seewalden: Ich habe Sie in Ihrem Hause gesucht; da dieser Garten so nahe vor dem Thore ist, so bin ich Ihnen nachgegangen. Mein Herr hat dem Fürsten Ihre Erklärung bekannt gemacht. Der Fürst versichert Sie dafür seiner herzlichsten Achtung, und genehmigt Ihren Wunsch, wenn Sie sich nicht anders entschließen sollten. Der Herr Geheimrath hat Ihnen Bedenkzeit gelassen, und Sie haben ihm versprochen, wenn Sie Ihren Vorsatz änderten, ihm heute Nachricht zu geben. Und gerade der Umstand, antwortete Wollburg, daß ich das nicht that, beweist, daß ich noch desselben Sinnes bin, und bleiben werde. So eben aber fällt mir noch etwas ein, ich gehe also mit Ihnen. Verzeihen Sie, meine Lieben, ein Geschäft ruft mich hinweg. Mit diesen Worten empfahl er sich den beiden, die der Gesellschaft nun allein aus der Ferne nachwandelten. Diese hatte den Secretair und Wollburgs Hinweggehn bemerkt, und wunderte sich nicht, daß Seewald und Albertine zurückblieben, weil sie es wußte, daß beide vor beinahe einem Jahre sich in der Stille verlobt hatten. Den Liebenden wird's an Stoffe zu Gesprächen nicht fehlen, dachte man, und störte sie um so weniger, je mehr man selbst frei und zerstreut herumwallte.

Traulich an einander geschmiegt gingen die Verlobten auf dem Fußsteige hin, der über eine Wiese nach einem Büschchen führte, durch welches in den Garten zurück zu kehren die Gesellschaft verabredet hatte. Rein und erquikkend hauchte die Frühlingsluft, und zu den Füßen der Wandelnden blähte sich und senkte sich in kaum merklichen Wellen das junge Gras von vielfarbigen Blumen durchleuchtet. Froh des lauen Abends schwirrten Grillen den Kommenden entgegen, und schwiegen dann vor dem nähern Halle der Füße, oder sprangen gescheucht über den Weg. Das Schilf eines nahen Teiches flüsterte so lieblich, wie das Zischen eines Kessels auf dem häuslichen Herde; eine einzelne Nachtigall sang vom Busche her, und hinter demselben rauschte der Fluß. Freundliche Ruhe herrschte in der Natur, wie in den Herzen der Edlen, und längst durch Erfahrung überzeugt, daß die wahre Liebe nicht blos tändelt und spielt, und daß die Umarmungen in den Stunden des heitern Ernstes am innigsten und süßesten werden, hingen sie gern den in ihnen erweckten Gedanken nach.

Sie haben mich, meine Albertine, hob Seewald an, und drückte ihre Linke feurig an seine Brust, seit einer Stunde von Neuem sehen lassen, was ich an Ihnen besitze. Haben Sie Dank für Ihr Betragen gegen Wollburgen.

Albertine. Könnte denn ein Empfindender einen Gebrechlichen, wenn dieser auch kein Wollburg wäre, anders behandeln? Geziemt es uns nicht, Andern das, was ihnen unter Gottes Leitung das Schicksal versagte oder raubte, durch Liebe zu ersetzen, oder sie über dessen Mangel zu trösten? Sollen wir nicht Verschlimmerung der Gesinnungen And'rer nach unserm Vermögen verhüten? Kann aber nicht ein Mensch, der immer ohne seine Schuld übersehen, oder

gar verschmäht wird, leicht mißtrauisch gegen Jeden, zweifelhaft an aller Güte und Tugend, kann nicht in ihm Groll und Bitterkeit, Neid und Schadenfreude und Menschenverachtung erregt werden? Ich erinnere mich, einmal die Behauptung gehört zu haben, daß man eines oder das and're davon bei den meisten Gebrechlichen finden werde. Bestätigte sich dies, da Wollburg gewiß eine Ausnahme macht, an Andern, so ließe es sich wohl aus der Behandlung, die sie leiden mußten, erklären.

Seewald. Ganz gewiß, meine Beste, gerade so, wie die traurige Erscheinung, daß Kinder, die sich unverschuldet zurückgesetzt fühlen, gewöhnlich hartherzig und boshaft werden. Und dadurch wird denn Verlachung eines Mißgestalteten ein Vergehn gegen die Menschheit und gegen ihre heiligsten Güter; darum ist es Pflicht, ganz besonders einen solchen nach seinen innern Vorzügen zu schätzen, und Bemerkung und Musterung seiner äußern Gebrechen so wenig zu zeigen, als man ein Kleinod nach dem vielleicht schlechten Gefäße, in welchem es ruhet, beurtheilt. In einem verschobenen Leibe, sollte man sich sagen, kann der Geist eines großen Denkers, Dichters und Weisen, eines ehrwürdigen Wohlthäters des Menschengeschlechts walten. Ehrerbietig will ich mich vor dem höchsten Vater beugen, und wenn mir hin und wieder die Gestalten seiner Kinder auffallen, so will ich meine Hand an mein Herz legen, und eine Thräne der Rührung aus meinen Augen wischen bei dem Gedanken: einer einzigen Krankheit, eines einzigen Falles, eines plumpen, verrenkenden Griffes, einer ungeschickten Haltung meiner Wärterin, wogegen ich in meiner Kindheit mich nicht verwahren konnte, hätte es bedurft, so wäre ich, wie sie.

Albertine. Guter Seewald (sie küßt seine Wange), sagen Sie das, und lassen Sie es uns sagen mit Worten und

durch unser Verhalten, wo sich nur Gelegenheit dazu findet. Rufen Sie, o ich bitte Sie innigst, rufen Sie die Männer auf zum Schutze der armen Gebrechlichen meines Geschlechts, gegen den Aberwitz verstandloser Gecken, gegen den kindischen Sinn unmündiger Knaben, die sich mitunter in die Gesellschaften drängen. Ein mißgestaltetes Mädchen ist in so mancher Rücksicht noch mehr zu bedauern, als ein verwachsener Mann. Wenn ich an Schmidts gutes Lottchen denke (mit Schluchzen und immer stärker hervordringenden Thränen) — das Herz möchte mir bluten. So elend zu seyn, — o Gott, so elend zu seyn!

Seewald. Sie weinen, meine Theuerste! Wohl dem Manne, der seine Braut nicht blos lachen und tanzen, sondern auch Thränen der Wehmuth und des Mitleids vergießen sieht! Nur scheinen Sie mir doch zu heftig bekümmert, liebes Mädchen. Und das ist nicht gut. Die Vorstellung des Unvollkommenen in der Welt, das Gefühl alles Dessen, was hienieden unsern Wünschen nicht gemäß ist, dürfen wir doch nicht zu lebhaft werden lassen, sonst entsteht daraus eine gewisse Leere im Herzen, ein Mangel innerer Befriedigung, wodurch die für die Geschäfte des Lebens nöthige Wärme und Munterkeit erstickt wird.

Albertine. So sagen Sie mir etwas zur Beruhigung.

Seewald. So gut ich es vermag. Es ist uns Bedürfniß, und es ist uns möglich, Uebereinstimmung, Zweckmäßigkeit, Hinwirken nach einem Ziele einzusehen, und darum können wir die Betrachtungen über die Anordnung und über die Uebel der Welt nicht vermeiden. Wohl uns, daß wir bei solchem Forschen Harmonie mit weisen Absichten, und

die Erreichbarkeit gewisser Zwecke bemerken können, wenn es uns auch gehen sollte, wie dem Kinde, welches seinen Vater ein Kunstwerk zusammensetzen sieht, und, ob es auch die Bestimmung einzelner Theile erkennt, doch die Verbindung derselben zu einem Ganzen nicht völlig begreift. — Auch Gebrechlichkeit und Mißgestalt mag Gutes stiften.

Albertine. Und welches meinen Sie?

Seewald. Schon die Möglichkeit, daß ein Kind durch Verwahrlosung zum Krüppel werde, ist für die Eltern ein Bewegungsgruud mehr zur Sorgfalt in der Behandlung der ihnen anvertrauten Kleinen. Ist diese Achtsamkeit nun zunächst auch nur auf das Aeußere eingeschränkt, so ist sie doch als Uebung in der Erfüllung der Elternpflicht sehr heilsam, und durch diese Uebung selbst wird sie sich allmählig bis dahin erweitern und veredlen, daß die Eltern die ganze Bildung ihrer Kinder mit Ueberlegung und Innigkeit betreiben, so wie ein Mann, der sein Haus oft untersucht, um zu wissen, ob es fest gegen das Wetter sey, auch wohl Anderes, das in demselben zu verbessern ist, wahrnimmt. Ich will mich indeß hierbei eben so wenig aufhalten, als bei dem Gewinne, welcher aus der Erforschung der Mißgestalteten in Absicht ihres Aeußern und Innern, und aus der Vergleichung derselben mit wohlgebauten Menschen für den Zergliederer und Arzt, für den Künstler und für die Menschenkunde entspringen kann. Jeder Gebrechliche scheint mir höchst lehrreich in einer Rücksicht, die mich mit einem Male in das Gebiet des Großen und Feierlichen versetzt, als ob ich unter den ersten Gewölben einer Kirche neben lauter Betenden andächtig und weinend stände.

Albertine. Und diese Rücksicht ist —?

Seewald. Mißgestalt verkündigt es, und versinnlicht es gleichsam, daß in dem Geiste und in dem Herzen die Menschheit und ihre Würde ruht, die sich Mancher wohl zu sehr auf die sichtbare Form eingeschränkt denken möchte, wenn er nicht auch innere, und bisweilen hohe Trefflichkeit mit äußerer Gebrechlichkeit verbunden sähe. Diese befördert also reine, und nicht blos auf Vergnügen gegründete Menschenschätzung, und erhebt über die Bewunderung der Schönheit zur Achtung des Guten, über die Welt zu ihrem Regierer, und über alle Anmaßungen bei der Beurtheilung der menschlichen Schuld zu der frommen Innigkeit, die Jesus hervorrief, als er von einem Blindgebornen erklärte, daß an diesem die Werke Gottes offenbar werden sollten.

Albertine. Darin, mein Bester, liegt aber vorzüglich nur Beruhigung für die, welche den Mißgestalteten sehn, was tröstet den Armen selbst?

Seewald. Vielleicht, meine Mitleidige, stellen Sie sich doch den Gebrechlichen des Trostes bedürftiger vor, als er ist. Mancher Wohlgestaltete möchte freilich verzweifeln, wenn er mit einem Male, wie durch einen Zauberschlag, in einen Krüppel umgewandelt würde. Mit diesem ist es ganz anders. Sein Uebel kommt allmählig, beginnt meistens schon in der frühern sorglosen Kindheit, und wächst mit ihm so wenig auffallend, daß es durch die langsame Gewöhnung daran sehr gemildert wird, und daß er es am Ende als eine unvermeidliche Bestimmung seines besondern Wesens betrachtet. Es verhält sich mit allen Kranken auf eine ähnliche Art, wovon ich Ihnen einen merkwürdigen Fall erzählen muß. Ich kenne einen Mann, der bei einer anhaltenden, oft drückenden Kränklichkeit eine sehr lebhafte Einbildungs-

kraft hat. Stundenlang kann er dieser nachhangen, und sich auf einsamen Spaziergängen, oder in der Zeit der Muße damit vergnügen, daß er in Gedanken verschiedene menschliche Lagen und Verhältnisse auf das Genaueste und bis in das Kleinste hin ausmalt. Daß er sich und seinen Zustand dabei nicht vergißt, werden Sie leicht denken. Wirklich hat er sich unzähligemal ein Geschick ganz nach seinen Wünschen erträumt; aber sonderbar, stets träumte er sich seine Kränklichkeit, wenn gleich sehr gemildert, hinzu, als vermöchte er nicht, ohne diese glücklich zu seyn. Eine innere Stimme sagte ihm, daß er sich geruhig beugen müsse unter des Schicksals Hand, die von dem stärkeren Arme der höchsten, ewigen Liebe gelenkt und weicher gemacht wird. So ungefähr wird fast jeder Gebrechliche sein Loos betrachten und empfinden.

Albertine. Wenn es nun aber doch Mancher schmerzlicher fühlte?

Seewald. Diesen, liebes Mädchen, würde ich dann erinnern, daß seine äußere Gestalt vielleicht das einzige mögliche Mittel zur Verhütung mancher sittlichen Verderbungen und Verunstaltungen war, welchen schöne Menschen immer mehr, als andere ausgesetzt sind. Ich würde ihm sagen, daß seine Gebrechlichkeit selbst, und die Verachtung, die sie ihm dann und wann von einem kindischen Thoren zuzieht, ihm ein Sporn werden kann zur Uebung und Stärkung seiner Kräfte, zur Erwerbung von Einsichten, Geschicklichkeiten und Fertigkeiten und daß er im Besitze und Gebrauche dieser ein aufrichtendes und entschädigendes Selbstgefühl genießen könne. Das Daseyn vieler Mißgestalten mit großen geistigen Vorzügen, und ihre ungekränkte Selbstschätzung, die nach der menschlichen Schwäche freilich bis-

weilen in Dünkel, Trotz und Eigensinn ausarten mag, wird für meine Behauptung reden. Ich würde ihm endlich sagen, daß seine Gebrechlichkeit, wenn sie zumal mit kränklicher Schwäche verbunden ist, ihm das Erhabenste, was der Mensch hat, seine Bestimmung für unaufhörliches Fortschreiten in der Veredlung näher bringen, und lieber und wichtiger machen soll. In seinem Geiste können die Begriffe von Uebereinstimmung und vollendeter Schönheit walten. Je weniger er diese in dem Anschauen seines äußern Wesens nähren kann, desto feuriger wird sein Blick sich dahin richten, wo Alles Harmonie ist, wo es für das Gute, das Große und Schöne keine Hemmung und keinen Kampf mehr gibt. So ist es mit Wollburgen. In dem Besitze seines edlen, rechtschaffenen Sinnes, in der Uebung seiner uneigennützigen Tugend fühlt er sich so glücklich, daß der Fehler seiner Gestalt ihn nicht viel mehr bekümmert, als eine Falte im Kleide, — und sein Geist und sein Herz hausen schon da, wo Friede und Gewährung der edelsten Sehnsucht winkt.

Bei den letzten Worten wurden Albertine und Seewald so wehmüthig, daß sie einander schweigend die Hände drückten, indeß bei einem Kusse ihre Thränen in einander flossen, und daß ihr Ernst noch sichtbar war, als sie auf dem Rückwege, nahe bei dem Gartenthore, wieder mit der Gesellschaft zusammentrafen. Sehen Sie, sagte eine Braut leise zu dem Geliebten, mit welchem sie in wenigen Monaten sich verbinden wollte, wie niedergeschlagen die Guten scheinen. Freilich sind Sie ihrem Glücke noch nicht so nahe, als wir. Von seinem Amte kann Seewald selbst nur kärglich leben, und bei jeder vorkommenden Beförderung ist doch immer Wollburg vor ihm. Und wenn er denn auch in dessen Stelle rückt, so möchte die doch schwerlich ihn und eine Gattin nähren.

Schon waren Alle wieder in dem Garten, und die sinnenden Verlobten wandelten ihnen langsam nach, als am Eingange der Secretair des Geheimraths mit diesen Worten Seewalds Hand ergriff: Fast eine Viertelstunde, Freund, habe ich auf Sie gewartet; ich habe Ihnen etwas zu bringen. Bescheiden zog Albertine ihre Hand von Seewalds Arme, und wollte sich entfernen. Bleiben Sie, sagte jener, vielleicht geht es Sie auch an. Die erledigte Beamtenstelle in Sildorf ward, was Sie vielleicht nicht wissen, vor einer Woche Wollburgen angetragen als eine kleine Belohnung seines Fleißes und seiner Verdienste. Er hat sich aber darüber mehrmals, und erst heute noch ganz entscheidend so erklärt: Mein Amt und mein kleines Vermögen nähren mich reichlich. Dem Staate kann ich in meiner gegenwärtigen Lage so gut, als in jeder andern dienen, ich habe ja jetzt noch mehr Geschäfte, als ich in Sildorf haben würde. Darf ich aber um eine Beglückung bitten, so ist es die, daß Seewald Beamter wird. Er hat Alles, was dazu erforderlich ist, und er liebt ein würdiges Mädchen, so wäre einem trefflichen Paar Menschen geholfen. — — Die einträgliche Stelle ist also Ihnen zugetheilt.

O Wollburg, Wollburg! rief Seewald, und Thränen stürzten aus seinen Augen, indeß Albertine ihr Weinen und Schluchzen unter dem Tuche verbarg.

Er ist dort im Gartenhause, ich will ihn herschicken, sagte der Secretair, und ging.

Seewald. Edler, wohlthätiger Mann! —

Albertine. Ich weiß nicht, was ich ihm sagen soll, so voll ist mir das Herz. O Dank dir, Guter, und Gottes reichen Segen über dich, lieber, ehrwürdiger Wollburg!

Das Kleid der Mutter.

In einer Gesellschaft von ältern und jüngern Frauen und Mädchen, deren Putz von Pracht und Neuheit glänzte, befand sich die schöne Mariane Meyer. Aber ihre ganze Tracht war so fern von Prunke, als das hauptsächlichste Stück derselben von der Neuheit. Sie war höchst reizend durch Reinlichkeit und Anstand, durch eignen Fleiß und eigne Kunst, aber einfach und wohlfeil geschmückt, und so gut auch ihr dunkelbraunes seidnes Gewand sie kleidete, gegen welches die zarte Farbe ihres Antlitzes und ihr blondes Lockenhaar so anziehend abstach, wie der silberweise Kelch einer Aurikel gegen den schwärzlichen Sammet ihrer Blätter, so bestand doch eben dies Kleid aus einem Zeuge, das vor mehr als vierzig Jahren Mode war. Wer da wußte, was neuester Geschmack ist — und das wissen Viele besser, als was richtiger Geschmack ist — konnte leicht auf den Gedanken kommen, daß Marianens Gewand ein umgeschaffenes Kleid ihrer Mutter seyn möge. Und anders war es auch nichts.

Mariane war die längst, ach! auch mutterlose Waise eines vor zwölf Jahren verstorbenen verdienten Schullehrers. Nun weiß Jeder, daß sich zwischen den Bänken und Tafeln der staubigen Schulstuben, und in dem vertrauten Umgange mit den Weisen der vergangenen, und mit den Unerfahrnen

der gegenwärtigen Zeit zwar manches stille Verdienst um die Mitwelt und Nachwelt, mancher Dank aus überströmenden Seelen, mancher Segen für die anspruchlose Beförderung des Wahren, Schönen und Guten, und wahrlich manche Herzensfreude, aber — kein Vermögen erwerben läßt. Mariane war arm an äußern Gütern, aber reich und befriedigt, wie ein dürftiger Lehrer bei seinen höhern Schätzen, durch ihr reines, frohes Herz. Wenn ein treuer Führer der Jugend überlegt, wie er ausreichen wolle mit seinen sparsamen Einkünften, so möchte ich ihm den Segen zurufen: Sey arm, wie Marianens Vater, und habe eine Tochter, wie sie. Wenn ein Führer der Jugend früher, als er meinte, am Ziele seiner mühevollen Laufbahn steht, wenn die Gattin mit verhülltem Angesicht an seinem Lager schluchzt, wenn seine Kindlein in ihrem Kummer umher zagen, wenn das eine denkt, nun wird der Vater am Abende mich nicht mehr auf dem Schooße schaukeln, ein anderes, nun wird er uns bald keine Geschichtchen mehr erzählen, und ein drittes, nun wird er nicht mehr in die Schule gehn und Brod verdienen; wenn dem Sterbenden dann die Augen übergehn bei dem Gedanken, wie der Vater, der die Raben speist, seine Kleinen nähren werde, wenn er bei einem Blicke auf seine Tochter sorgt, was wird dein Loos seyn, mein Liebling, wenn du nun der Dürftigkeit und der Verführung entgegen blühest? — so fasse ein Tröster mit einem Blicke zum Himmel seine Hand, und rufe ihm die Worte zu: Deine Tochter wird seyn, wie Mariane Meyer!

In bescheidener Zurückgezogenheit, in den Armen der Einfalt und Unschuld lebte Mariane auf einem kleinen reinlichen Stübchen, und nährte sich durch feinere weibliche Arbeiten, besonders durch Sticken, worin sie eine Meisterin war. Da ging's ihr nun aber, wie Vielen, die schöne Werke

hervorbringen. Die guten Leute pflegen dabei der Bewunderung und des Mangels so viel zu haben, daß sie von beiden gern etwas weniger nähmen. Mariane hatte den edlen Künstlersinn, immer vortrefflich arbeiten zu wollen. Sie konnte also nicht viel vollenden, und ob sie gleich nur ein paar Stunden des Abends der Lesung bildender Bücher widmete, womit ein Amtsgehülfe ihres verstorbenen Vaters sie versah, so hatte sie doch bei der unablässigsten Geschäftigkeit von der frühen bis zur späten Dämmerung, bei aller Mühe, und Kunst und Anstrengung ihrer milden blauen Augen nicht mehr, als ihr kärgliches Auskommen, und war in den Kreisen der Mädchen, in welche sie gezogen ward, zwar oft schöner, aber allemal spärlicher geschmückt, als die übrigen.

Genügsam musterte sie von Zeit zu Zeit, um einen Ankauf zu vermeiden, den Vorrath der mütterlichen Kleider, überließ nur das sehr Bunte, welches gewöhnlich in der Folge seltsam erscheint, seinem Orte, und verschmähte das nicht, was sich mit der neueren Sitte in Harmonie stutzen lassen wollte. So trug sie denn auch an dem Tage, dessen Ereigniß ich beschreibe, ein Kleid ihrer Mutter.

Sie war darum von den Meisten in der Gesellschaft nicht weniger geachtet, als die Andern, wenn gleich in dem äußern Betragen gegen sie eine gewisse Unterscheidung und Herabstimmung des Tons bemerklich seyn mochte. Eine solche lassen sich auch wohl verständige und gut gesinnte Menschen entwischen. So innig und von Rechtswegen man also Marianen schätzte, so nannte und behandelte Mancher sie doch nicht ganz so, wie die übrigen Genossen der Gesellschaft, ich weiß nicht, ob aus Mitleiden und Besorgniß über die nicht glänzenden Aussichten des Mädchens, oder aus der

Absicht, durch verstärkte Vertraulichkeit sie ihren Abstand weniger fühlen zu lassen. Kurz, die Worte, gutes Mädchen, oder, mein Kind, womit Einige sie gewöhnlich anredeten, hatten doch etwas von dem Geiste, mit welchem ein Vornehmerer zu einem Geringern, guter Mann, oder, lieber Freund sagt.

Wenigstens kam es dem wackern Seefeld so vor, der sich unter den hier versammelten Männern, die fast alle im Spiele vertieft waren, vorzüglich zu den Frauen und Mädchen hielt, und Marianen und alle übrigen in Beziehung auf sie unablässig beobachtet hatte. Dieser junge Mann war seit zwei Jahren in Marianens Vaterstadt als der rechtschaffene Führer eines jungen Grafen, der sich in Geschäften zu üben anfangen sollte, und er hatte, seitdem er die Liebenswürdige kennen lernte, so oft er sie in Gesellschaften traf, immer nur sie bemerkt. Er fühlte es sehr bestimmt, daß ihn Mariane jedesmal stärker anzog, wenn gleich über dieser Angelegenheit seines Herzens noch dichte Dunkelheit ruhte. Natürlich lag das Dunkel nur in seinen Erwartungen, da er in seiner gegenwärtigen Lage den Wunsch, daß Mariane sein Weib werden möchte, nicht laut werden lassen durfte; denn sonst ist freilich nichts begreiflicher, als daß ein junger Mann ein schönes gutes Mädchen, oder ein gutes Mädchen, wenn es auch nicht so schön ist, als Mariane, mit jedem neuen Male lieber sieht.

Kurz, er hatte die Holde mit Allem, was ihr gesagt und bezeigt ward, nicht eine Minute aus den Augen verloren, und da glaubte er denn die vorhin angeführte Bemerkung gemacht zu haben. Er ward in der Ueberzeugung von der Richtigkeit derselben durch einen Umstand befestigt, der sein ganzes Inneres noch stärker band, als es vorher gefes-

selt war. Mariane hatte in ihrer Arbeitstasche ein Stammbuch mitgebracht, das sie der Freundin, welcher es gehörte, in vertraulichem Gespräche bescheiden und halb verheimlichend zurück gab. Hastig schlug es die Freundin auf, die längst nach dem Schönen, womit es Mariane geziert haben würde, neugierig gewesen war, und beschaute mit dem freudigen Erstaunen übertroffener Hoffnung die meisterhafte Stickerei. Wahrhaftig, wie mit dem feinsten Pinsel gemalt! rief sie aus, reichte es ganz entzückt der Nachbarin, — und wenige Minuten, so ging das Buch unter den feurigsten Lobsprüchen einer ungeheuchelten Bewunderung im ganzen Kreise herum. Wirklich war die Arbeit unübertrefflich wahr und schön. Eine weiße Rose mit einem Paar Vergißmeinnicht durch ein rothes Bändchen zusammen gebunden, schien zu leben, das Vergißmeinnicht war so frisch, und der innere Theil der Rose mit einem zarten röthlichen Schimmer so schier unmerklich behaucht, wie die Blumen, die Mariane vor dem Busen trug. Auf dem Blatte gegenüber stand der kurze Satz: Unschuld und Freundschaft verschmähen auch die Hütte der Armuth nicht.

Schön! hob endlich, als der vermischtere Preis ein wenig verhallt war, eine reiche Greisin an, sehr schön, mein Kind, das muß Ihnen lebenslang zu statten kommen. Seefeld dachte, daß dieser Zuruf herzlich gut gemeint seyn möge, aber feiner ausgedrückt seyn könne, und auf Marianens Inneres wohl ungefähr so wirken müsse, wie ein Distelstrauß, mit einem seidenen Bändchen umschlungen, auf das äußere Gefühl. Er glaubte dies um so mehr, da Mariane hoch erröthend erst flüchtig rings umher auf die Mädchen blickte, denen keine Kunst zu ihrem Unterhalte zu statten zu kommen brauchte, dann ein Veilchen vor sich niedersah, und sich plötzlich rückwärts drehte, um eine Thräne, die wie ein Thau-

tropfen auf einem Vergißmeinnicht in ihrem Auge schwamm, zu verdrängen.

Unschuld und Freundschaft verschmähen auch die Hütte der Armuth nicht! — wiederholte Seefeld eben bei sich selbst, ich weiß nicht zum wievielsten Male, als ein Bedienter mit der unwillkommenen Botschaft hereintrat, daß der Herr Hofmeister sogleich nach Hause kommen möge, weil ihn ein Fremder sprechen wolle. Mit dem unmuthigen Gedanken, daß der Fremde wohl ein ander Mal habe kommen können, und mit dem ernstlichen Versprechen und Vorsatze, recht bald zurückzukehren, eilte er hinweg.

Der Fremde ist jetzt eben mit dem Grafen ausgegangen, nach einer Viertelstunde werden Beide wieder da seyn, sagte man ihm, als er in seiner Wohnung ankam. Zerstreut und unruhig — denn seine Ruhe hauste, wo Mariane war — mit hastigem Blicke auf die Uhr, und mit der dunkel gedachten Frage, noch eine Viertelstunde? ging er ein paar Mal im Zimmer auf und ab, und blieb dann vor des Grafen offenem Schreibepulte stehn. Hier erblickte er an einer, vermuthlich für unbemerklich gehaltenen Stelle, zwischen andere Sachen eingeschoben und zusammengedrückt ein Papier, dessen äußerster Rand mit der Unterschrift „Mariane Meyer" hervorragte.

Marianens Handschrift war Seefelden seit der Betrachtung des Stammbuchs auf seine ganze Lebenszeit unverkennlich geworden. Mariane Meyer! Kennt mein Graf sie, und was hat sie ihm geschrieben? dachte er, und starrte wie von einem elektrischen Schlage durchschüttert zurück, erschrokken, und außer sich. Augenblicklich sprang er wieder vorwärts, und hielt den Brief schon in den Händen, als ihm kaum eingefallen war, daß er als Aufseher des Grafen über

den Briefwechsel desselben zu wachen, allerdings berechtigt sey. Unbeschreiblich, aber sehr denkbar, sind die Gefühle, mit welchen er Folgendes las:

„Herr Graf!

Es versteht sich, daß Ihr Brief unerbrochen an Sie zurückgekommen wäre, wenn mich nicht das Vorgeben des Ueberbringers, daß er etwas über die Stickerei enthalte, welche Sie vor einigen Tagen bei mir bestellten, und dann Ihr damaliges Betragen irre geführt hätte, in welchem ich Bescheidenheit und Achtung, deren ich mich nicht unwürdig fühle, zu bemerken glaubte. Ich sehe nun wohl, daß ich mich geirrt habe. Sie bekommen also Ihren Brief mit der Nachricht zurück, daß ich jene Stickerei einem Kaufmanne, für welchen ich gewöhnlich arbeite, schon zugesagt habe, und daß folglich aller mündliche und schriftliche Verkehr zwischen uns abgebrochen ist. Sie schienen mir nicht unedel zu seyn, also nur ein paar Worte: Was wollten Sie von einem armen, harmlosen, in seiner unbemerkten Geschäftigkeit glücklichen Mädchen? Wollten Sie den kleinen Kreis, in welchem es sich zufrieden drehet, verwirren, und seine Ruhe tödten?

Sie sprechen von Ihren Gefühlen für mich, und fordern eine Liebe, die ich wahrlich für keinen Mann, als für einen künftigen Gatten empfinden darf. Daß Sie das nicht seyn können, und nicht seyn wollen, werden Sie sich wohl gestehn. Oder vielmehr, Sie haben es gewiß bei einer Stelle Ihres Briefs gefühlt, die ich am wenigsten verschmerzen kann. Sie erwähnen mit sehr unnöthigem Preise eines braunen Kleides, in welchem Sie mich vor einiger Zeit sahen, und fügen hinzu, daß ich mir ein ähnliches von einem Zeuge, wie es jetzt

getragen werde, auf Ihre Kosten ausnehmen möge. Denn das will doch jene Stelle, wie fein und künstlich Ihr Sinn versteckt seyn mag, eigentlich sagen. Herr Graf, ein Gedanke an meine Lust zu arbeiten, und an den Gott, der die ehrwürdige Mutter früh von mir gerufen hat, zu deren Andenken ich jenes Kleid trage, und die ich nimmer schänden will, läßt mich kühnlich erwiedern: Ich hoffe nie solcher Geschenke zu bedürfen. Ob mein Kleid von der neuesten Art ist, oder nicht, kümmert mich sehr wenig. Was sind denn Kleider? O Herr Graf, von der schimmernden Pracht einer Fürstin bis zu den flatternden Lumpen, welche die Dürftigste trägt, von den unschätzbaren Kostbarkeiten, die ein König seinen Erben, bis zu den Ueberbleibseln eines Kittels, die ein Bettler — an die Landstraße vermacht, ist Alles — doch nur Kleid. Bedenken Sie das, gehn Sie in sich, ehren Sie die Menschheit auch im schlechten Gewande, und nie werde von Ihnen wieder ein Mädchen gekränkt, wie

Mariane Meyer."

O Mariane, beleidigtes Mädchen! — O Graf, verblendeter Jüngling! habe ich nicht Wache gehalten, ängstlich wie der Aufseher eines Pulverthurms, daß du nicht fielest? So war denn mein Sorgen und Hüten mehre Jahre hindurch dennoch vergebens, und du bist, ohne daß ich es fürchtete, schon so tief gestürzt, daß du die Unschuld zu verderben trachtest? O Redlichkeit und Gewissenhaftigkeit, welche Kämpfe habt ihr zu kämpfen, wenn euch die Führung eines reichen Jünglings vertraut wird! So dachte Seefeld mit gen Himmel gerichteten Augen und mit fest ineinander geschlungenen Armen, las wie in einem halb trüben, halb seligen Traume Marianens Brief mehrmals, und steckte ihn

an seinen Ort nicht eher zurück, als bis er seinen jungen Freund und den Fremden sich nähern hörte. Wie erstaunte er, als ihm in dem Fremden ein Beamter des alten Grafen in die Arme eilte, und ihm mit einem Briefe desselben die wichtigsten Nachrichten überbrachte.

Der hauptsächlichste Inhalt jenes Briefes war, daß der junge Graf, weil sich gerade eine sehr günstige Gelegenheit dargeboten habe, früher, als zuvor gemeint wurde, bei einer Gesandtschaft angestellt werden sollte, daß Seefeld nun seiner väterlich treuen Führung des Jünglings, die man nimmer vergessen werde, entlassen, und daß ihm hiermit zugleich die eben erledigte, einträgliche Stelle eines Justizraths auf den gräflichen Gütern zugesichert sey, deren Verwaltung er, sobald er irgend könne, antreten möge.

Daß Mariane bei Allem, was er las und hörte, der erste, daß Mariane bei Allem, was sich in seinem Kopfe und Herzen durchkreuzte, der herrschende Gedanke war, daß sie ihm bei einigen Verfügungen, die er noch zu treffen hatte, wie lebendig vor der Seele stand, und daß er, sobald es jene Besorgungen gestatteten, zur Gesellschaft zurückeilte, wird Jeder sich denken. Ihm ward ordentlich bange, als er seine Holde so dicht umdrängt fand, daß er sich, ohne auffallend zu werden, ihr nicht gleich nähern konnte, und er harrte wie ein Mensch, der die Entscheidung seines ganzen Glücks erwartet, wann sich der Kreis, der sie einschloß, trennen, und ihm den Zugang erlauben werde. Ehe ihm dieses Glück zu Theil ward, sollte er erst noch eine unaussprechlich große Freude genießen. Er ward herausgerufen, und ein Bedienter überreichte ihm folgendes Handschreiben seines jungen Grafen:

„Theuerster, bis an's Grab geliebter Freund!

Ich bin der Verzweiflung nahe, helfen Sie mir. Ich habe ausgekundschaftet, daß die vortreffliche Mariane Meyer mit Ihnen in einer Gesellschaft ist. Diese Herrliche habe ich durch Zudringlichkeiten beleidigt, von welchen ich Ihnen heute Abends genauere Berichte erstatten will. Jetzt nur wenige Worte: Verurtheilen Sie mich nicht, halten Sie mich nicht für einen verächtlichen Wüstling. Wahrlich, ich habe nie ausgeschweift, das danke ich vorzüglich Ihren Lehren, — und mein erster Fehltritt soll auch mein letzter seyn. So will ich's zeigen, daß ich Ihre weise, gute Führung genoß, das betheure ich Ihnen. Sie hatten wohl recht, mich vor dem Baron Steinau zu warnen. Dieser lebt, wie Sie wissen, mit einem sehr schönen, aber frechen Mädchen in einem vertrauten Umgange, dessen Reize er mir so lange pries, bis er meine Sinnlichkeit weckte. Längst hatte ich Marianens Schönheit gekannt und bewundert, und meine reine Ehrerbietung war noch nicht durch einen verwerflichen Gedanken entweiht. Aber Steinau's leichtsinniges Geschwätz, das mir alle weibliche Tugend zweifelhaft zu machen suchte, riß mich fort, vor einigen Tagen eine Stickerei bei ihr zu bestellen, und heute an sie zu schreiben. Gott sey gedankt, Mariane hat mich edel von sich, und an die Hand der Tugend zurückgewiesen, an welcher ich nun unverbrüchlich wandeln will. Bei Gott, Freund, das will ich! Aber ruhig kann ich nicht werden, bis Mariane mir verziehen hat. Bitten Sie, beschwören Sie die Ehrwürdige in meinem Namen um Vergebung, lassen Sie nicht ab, bis Sie mir dieselbe errungen haben und zusichern können. Von meinem Vorsatze, ihr, wenn ich von hier entfernt bin, einmal in einem kostbaren Schmucke ein kleines Andenken an einen reuigen

Beleidiger zu schicken, werden Sie wohl nicht für gut finden, etwas zu erwähnen. Ich selbst fühle mich ja noch nicht würdig genug, von Marianen, durch Annehmung eines Geschenks von mir, geehrt zu werden. Bringen Sie auf den Abend ja Trost mit für Ihren

Friedrich, Grafen Walldorf.“

Erst nach Tische, zu welchem man bald nachher ging, gelang es Seefelden, sich Marianen zu nähern, und sich mit ihr einem ungestörten Gespräche zu überlassen. Von so mannigfaltigen Seligkeiten entzückt, sprach der Mann mit ihr so warm, so begeistert und herzrührend, daß es ihm schien, als ob er in des Mädchens Reden sich Zutrauen, wohl gar einen Keim von beginnender Liebe entwickeln sähe. Und gewiß, er sah noch zu wenig. In der That war Seefeld der erste Mann, der schon bisweilen in der Seele der Guten leise, sanfte, schnell wieder gedämpfte Wünsche belebt hatte. Mit unschuldiger, süßer, ahnender Betroffenheit hörte sie also, wie er ihr allein, was er noch Keinem von den Gegenwärtigen gesagt hatte, die unvermuthete Aenderung seiner Lage und die Gefühle mittheilte, mit welchen er in die ihm nun eröffneten Aussichten auf häusliche Glückseligkeit hinblickte, und das Herz pochte ihr gewaltsam, als er sie sehr bedeutend bat, sie hernach nach Hause begleiten zu dürfen.

Erst die Spuren von der Aufmerksamkeit der Gesellschaft auf sie, und die Anstalten einiger Gäste zum Abschiede machten es den Glücklichen wahrscheinlich, daß sie lange mit einander gesprochen haben müßten. Seefeld hatte gewähnt, der Genuß des Abends solle nun erst recht angehen, und siehe!

der Abend mit seinen Scenen, mit seinen verschiedenen Eindrücken auf die verschiedenen Gemüther war vorüber. Das Zusammensuchen, das Durcheinandergehn, das Rauschen, das Reden, das Verbeugen, das Danken, das Wünschen hob an und bald wandelte die Versammlung vereinzelt hierhin und dorthin ihres Weges, auf welchem Einige angelegentlich von den angelegentlichen Gesprächen der beiden Liebenden, — so nannte man sie, — redeten.

Mariane zitterte, als sich Seefeld vor ihrer Wohnung die Erlaubniß erbat, ihr noch eine Abbitte und eine Bitte vortragen zu dürfen, und bestürzt und beklommen, wie sie noch nie war, ließ sich die Gute von ihm auf ihr Stübchen begleiten. Mit Thränen sprach Seefeld für den Grafen, dessen Brief er größtentheils vorlas, und mit Thränen versicherte Mariane, daß sie keinen Unwillen mehr gegen ihn habe, daß sie seine Uebereilung vergesse, daß sie ihn sogar achte.

Nun aber, meine Verehrte, hob Seefeld feierlich, ein wenig erblassend und mit bebenden Lippen an, nun noch eine Bitte, von deren Aufnahme mein ganzes Erdenwohl abhängt, eine Bitte, mit welcher ich nicht so ohne vorläufige Erforschung der Wahrscheinlichkeit meines Glückes eilen würde, wenn ich mich noch länger, als wenige Wochen hier aufhalten könnte. Haben Sie Ihre Hand noch keinem Beseligtern zur Leitung durch das Leben versprochen, so bitte ich, o so bitte ich Sie um diese Hand.

Mariane (mit sich näßenden Augen). Ach, Herr Justizrath, welche Ueberraschung!

Seefeld. Diese Ueberraschung erschreckt, beleidigt Sie doch nicht, meine Beste?

Mariane (mit gehemmter Stimme). O Gott! — Haben Sie auch wohl überlegt —? Ich kann Ihnen ja nichts in das Haus bringen, als Armuth.

Seefeld. Und dieses Kleid Ihrer Mutter, das mir ein Heiligthum seyn wird. — Ich habe Ihren Brief an den Grafen gelesen, meine Theuerste — Ihre Achtung für Ihre Mutter —

Mariane (mit Thränen). Ach, die verdient sie, die verdient sie so reichlich. Sehen Sie, dort hängt ihr Bild, es ist nicht fein gemalt, aber gut getroffen, und daneben das Gemälde meines rechtschaffenen Vaters.

Seefeld (der näher hinzutritt). Ein Paar edle Gesichter! — (Er reicht Marianen, die etwas zurücksteht, die Rechte, und hebt die Linke gen Himmel). Wenn Ihr herabschauen könntet aus eurer Vollendung, Selige, wenn Ihr in meiner Seele läset, wie innig ich eure Tochter ehre, und wie ich nichts sehnlicher wünsche, als etwas zu ihrem Glücke thun zu können, und wie ich in diesem Sinne um ihre Liebe bitte, gute Vollendete, ihr würdet mir euren Segen nicht versagen.

Mariane. O mein Seefeld! (stammelnd) o mein lieber Seefeld.

Der angstvolle Nachmittag.

Grünfeld an einen Freund.

Fünf seltsame Stunden, mein Theurer, habe ich Ihnen zu beschreiben, fünf Stunden voller Angst, wie sie ein Fisch außer dem Wasser haben mag: meine ersten Stunden am Hofe. Mir ist so leicht, wie wenn man eine Schuld bezahlt hat, bei dem Gedanken, daß zwischen dem wunderlichen Nachmittage und diesem heitern Morgen eine Nacht voll ungestörter Ruhe liegt. O du zauberischer Schlaf, wie machst du, was in uns aufwogte, wieder eben, was getrübt war, wieder hell; wie wiegst du die aus ihrem Gleise gerissene Seele so besänftigend in dasselbe zurück, daß man ohne empfindliche Spuren der vergangenen Erschütterung, wenn sie nur nicht von innen kam, aufrecht wieder da steht, wie ein gesunder Baum nach einem Sturme, und ein bestandnes Abenteuer betrachten, erzählen und belachen kann, wie einen Traum der Nacht. Das vermag ich jetzt. Ich will Ihnen mit dem Gefühle, daß ich noch ich bin, wenn ich mir gleich gestern zu Zeiten recht klein und unbeholfen vorkam, so ohne Verschönerung beschreiben, wie es mir ging, als ob ich die Ereignisse eines Andern schilderte. Sie haben ohnehin lange

keinen Brief von mir gehabt, da möchte ich Sie durch diesen gern unterhalten. Lachen Sie also immerhin über mich, lache ich doch mit.

Meine innige Anhänglichkeit an den edlen Amtmann Kronau in Torneburg, und meine Empfänglichkeit für die einfachen Genüsse in seinem Hause ist Ihnen längst bekannt. Sein dicht vor der Stadt liegendes Gütchen, die lachende Gegend, die man aus den obern Fenstern desselben übersieht, und das Ackergeräth, die ländliche Arbeit und das wohlgenährte Vieh auf seinem Hofe zog mich von jeher reizend an. Mehr als das Alles aber gefiel meinem Herzen die Gutmüthigkeit, der heitere Fleiß und die gastfreie Liebe meiner Wirthe, die mich immer fest in dem Gedanken wiegte, ich sey zu Hause, wenn nicht ihre, mein Verdienst überschreitende Verehrung mich manchmal fühlen ließ, daß ich Gast und Schuldner sey. Und so bin ich denn, so oft es die Umstände erlaubten, Kronau's freundlicher Einladung im Frühlinge oder Sommer gern gefolgt.

Ich hatte ehegestern einen köstlichen Tag zur Reise hierher, und noch köstlicher war nach meiner Ankunft der Abend mit den Gesprächen und Erzählungen, und mit den Aussichten auf acht Tage eines eben so befriedigenden Genusses, die er gewährte. Aber unter den schönsten Weizen mischen sich Disteln, sagt mein Amtmann, und er hat Recht. In eine herrliche Woche kamen mir ein Paar stachlichte Stunden. Gestern Vormittags besuchte der Secretär des Fürsten meinen Freund, um mit ihm im Namen seines Herrn etwas über eine Ackervermessnng zu sprechen. Als das geschehn war, wandte sich der artige Mann zu mir, nannte mir, als er meinen und meines Dörfchens Namen gehört hatte, ein Paar von meinen moralischen Schriften und mein Erbau-

ungsbuch, und fragte mich, ob er mit dem Verfasser derselben rede. Der Fürst kennt Sie, und hat Sie einige Male mit lebhaften Lobsprüchen erwähnt, antwortete er mir auf meine Bejahung seiner Frage, und eilte nach manchen freundlichen Aeußerungen hinweg.

Gleich nach Tische empfing ich einige Zeilen, in welchen er mir meldete, daß er seinem Fürsten von meinem Hierseyn gesagt, daß dieser gewünscht habe, mich kennen zu lernen, daß ich also gegen drei Uhr am Schlosse seyn, mich durch die Wache auf sein Zimmer begleiten, und durch ihn dem Fürsten vorstellen lassen möge. Ich hatte noch über eine Stunde Zeit, mich anzukleiden, und über die Rolle, die ich zu spielen haben würde, nachzudenken. Da schwebte es mir lebhaft vor, wie ich als unabhängiger Gelehrter frei und bescheiden, mit Anstand und doch mit ungehemmter Behauptung meines eignen Wesens reden und handeln wolle. Daß der Fürst von meinen Schriften sprechen werde, verstand sich von selbst. An dieses Gespräch knüpfte ich mit sorgsamer Ueberlegung einige nicht unwichtige Aeußerungen, und aus diesen entspann ich dann eine ganze Gedankenreihe, durch deren Entwickelung ich ihn für die Aufmerksamkeit, die er mir bewies, zu unterhalten dachte. Noch etwas früher, als mit meinen Ueberlegungen, war ich mit meinem Anzuge fertig, und trat nun so glatt und abgekehrt und weiß gepudert, als ich lange nicht war, meine Wanderung an, indeß der älteste rothwangige Knabe des Amtmanns, der mich bis an's Schloß begleitete, meinen hastigen Schritten kaum zu folgen vermochte.

Meine neugierige Erwartung der Ereignisse in einem mir bisher fremden Kreise, und, um aufrichtig zu seyn, einige Regung von Eitelkeit, in der Hoffnung, mich in demselben nicht ganz schlecht zu benehmen, war nicht stark genug,

das dunkle Gefühl zu unterdrücken, daß ich nicht völlig unbefangen sey. Das war ich wirklich nicht: mein ganzes Wesen schien mir ziemlich eben so außer seinem Berufe zu seyn, als der Hut, den ich in der Hand, und nicht auf dem Kopfe trug. Ich glaubte, eben so wenig mich selbst, als den Hut gehörig zu halten, und durch die mir neue Aufmerksamkeit auf mich wurden meine Schritte minder gleichförmig, als sonst, fast wie bei einem jungen Menschen, der zum ersten Male in einem neuen Kleide einher wandelt. Selbst mein kleiner Führer mochte daraus, daß ich ihm nicht so ausführlich als gewöhnlich antwortete, die Stimmung meines Innern errathen, und erwähnte einer Redeübung, bei welcher er vor Kurzem eine Fabel herzusagen hatte, vermuthlich blos deswegen, weil ich ihm gerade so vorkam, wie er auf dem Wege zum Hörsale gewesen war, geputzt, steif und ängstlich.

So erreichten wir das Schloßthor. Der freundliche Knabe lief zurück, und eine etwas nachdrückliche Frage der Wache, wer ich sey und wohin ich wolle, kam meiner Bitte um Begleitung zum Secretär zuvor. So unbedeutend jener Zuruf war, so ließ er mich doch zuerst mit einer gewissen Unbehaglichkeit fühlen, daß ich außer meinem Kreise sey, in welchem ich unbefragt komme und gehe, weil Jeder mich kennt. Ich gelangte also zum Secretär minder freimüthig und schon mehr arm an Worten, als ich Vormittags gewesen war. Der Mann saß in Papiere vertieft, und kündigte mir eilig an, daß ich ihm zu einem Zimmer folgen möge, in welchem ich zwei vornehme Herren, die er mir nannte, und durch sie gewiß recht gute Unterhaltung finden würde, bis mich der Fürst kurz vor dem Concert ohngefähr in einer Stunde sprechen werde. Schnell lief er vor mir her, öffnete mir das Zimmer, und

sprang hastig von dannen. Die Pracht der Wände und der Decke, die Menge von Verzierungen und die Herrlichkeit des Geräths zerstreute mich, weil ich sie nicht ruhig betrachten konnte, und die Fülle von Worten, mit welcher beide Herren kurz auf einander, bisweilen auch zu gleicher Zeit, mir zweierlei Artigkeiten sagten, die ich auf einmal nicht anders, als durch eine stumme und, wie ich merkte, etwas schüchterne Verbeugung zu erwiedern vermochte, und dann der verdrießliche Umstand, daß ich ihre langen und mir gar nicht geläufigen Titel vergessen hatte, und sie nicht mit einem kahlen Sie abzuspeisen wagte, machte mich mit jedem Augenblicke verlegener und unbeholfener.

O, daß Alle, die zu den höhern und glänzenden Ständen gehören, Menschenkenntniß und Milde genug hätten, um Leute des Mittelstandes, die, aus ihrer gewöhnlichen Lage gerissen, einmal auf ein Paar Stunden unter sie hingestellt werden, nicht gleich zu verkennen, weil sie unter ihnen ein wenig linkisch, ungeschickt und langweilig erscheinen. Daheim und in ihren Geschäften sind sie vielleicht rüstig und stark, unterhaltend und befriedigend, wenn sie sich gleich in eine fremde Ordnung der Dinge so wenig finden können, als der gewandteste Hofmann sich zu benehmen wissen würde, wenn er mit einem Male aus einem deutschen Schlosse in den Palast des Kaisers von Siam versetzt wäre. So etwas ging mir dunkel durch den Kopf, als ich vor den beiden Herren stand, ohne mich zu beruhigen, denn ich war, vielleicht mit Unrecht, nicht geneigt, ihnen zuzutrauen, daß sie dies beherzigen möchten. Ihre Kälte stach gegen meine innere Hitze, ihre Ruhe gegen meine Unruhe so demüthigend ab, daß ich immer stummer und ungenießbarer ward. Ein Paar Mal versuchte ich mich zusammen zu raffen, aber der

Versuch mißlang. Denn Alles, auch das, was ich mit Wärme sprach, schien mir, weil es von dem Gefühl innerer Hemmung begleitet ward, gezwungen und leer, geistlos und unpassend, und so schwand die Zufriedenheit mit mir selbst dahin, ohne die man selten etwas zur Zufriedenheit Anderer redet und thut.

Wahrscheinlich sind Sie ein Freund von schönen Gegenden? begann der eine von den beiden Herren, öffnete mir ein Fenster, und trat gleichgültig zurück. Nur eine Viertelstunde hätte ich da mir selbst überlassen, oder noch besser, an Ihrer Seite, mein Lieber, stehn sollen, so hätte ich mich in mich selbst und in meine Empfindungsart hineingefunden, und wäre natürlich geworden. Der Anblick war zu schön, um mich kalt zu lassen. Der weite Gesichtskreis, der einige Städte und viele Dörfer mit ihren Gebieten umfaßte, die stolzen, mit dunkler Waldung bewachsenen Berge auf der einen, und die mannigfaltig gestreiften Felder auf der andern Seite, der mit Geschmack und Kunst geschmückte Schloßgarten dicht unter mir, der breite Fluß, der ruhig neben ihm hinglitt, sich malerisch an einem kleinen Gehölze krümmte, und dann in einem großen Bogen die Stadt umschlang, und endlich die vielen Häuser in buntem Gemische begeisterten und füllten meine Seele, indeß die immer wechselnde Beleuchtung der Gegend ein leises Gefühl von Wehmuth in mir erregte. Denn nur die eine Seite der Landschaft glänzte in heiterm Sonnenscheine, die andere war durch dicke Wolken, die vom Abende herzogen, mit ernstem Dunkel bedeckt, und zwischen beiden zeigten sich schwebende Streifen von Licht und Schatten.

Voll von unentwickelten Gefühlen blickte ich in's Zimmer zurück. Die beiden Herren standen nach der Thür hin-

gewendet, und sprachen von der halb erhabenen Arbeit über derselben. Es fiel mir wahrlich nicht ein, von Männern, die diese Gegend lange schon täglich sahen, zu erwarten, daß sie von ihren Schönheiten gerührt seyn sollten, aber meine Wärme, und vielleicht nicht minder ein geheimer Wunsch, auch einmal in einer freier hinströmenden Rede zu zeigen, daß ich Gefühl habe, riß mich zu einer Aeußerung fort, die mir selbst, als sie kaum vollendet war, sehr übertrieben und sehr frostig schien. Wahrhaftig, rief ich aus, wen solche Reize nicht anziehn und festhalten, der muß am Geiste oder am Herzen sehr arm seyn, mit dessen Stumpfheit muß man Mitleiden haben! Der eine von meinen Gesellschaftern blickte mich mit in die Höhe gezogenen Augenbraunen an, als sey er neugierig, ob nicht etwas noch Tolleres kommen werde; der Andre lächelte, und ich selbst stand da verblüfft und erschrocken, wie ein Kind, das ein Glas zerbrochen hat. Das war dumm! dachte ich, und mir war, als müßte ich es auch sagen. Ich stammelte etwas zur Einschränkung meiner Behauptung her, was, so viel ich mich erinnere, nicht viel gescheidter war, und fühlte mich von nun an so gedrückt, daß ich auch nicht einmal wieder nach der reichen Landschaft hinsah, wodurch, wie mir hernach erst eingefallen ist, den Herren meine Empfindsamkeit sehr erzwungen oder sehr vorübergehend vorgekommen seyn muß.

Sie gaben sich indeß alle Mühe, das Gespräch im Gange zu erhalten, sie fragten nach diesem und jenem, was ihnen sehr gleichgültig seyn mochte, nach meiner Stelle, nach meiner Wohnung, nach meinem Umgange, — und meine Antworten waren sehr ungleich, und meistens sehr unzweckmäßig. Einmal vergaß ich mich so, daß ich von meinem Nachbar mit einer Ausführlichkeit sprach, als sey der Mann ihr

Vetter. Dann besann ich mich, daß ich zu weitläufig sey, und ward nun wieder zu unvollständig. Kurz, ich fiel in jeder Minute aus meinem gegenwärtigen Verhältnisse, aus der Gesellschaft von Fremden unter alte Bekannte, und aus dem Schlosse in mein Dorf. Unterhaltend waren wir uns also einander gewiß nicht. Die Herren wären nicht für mich, dachte ich ein Paar Mal; jetzt sehe ich ein, wie Unrecht ich hatte. Der Mann wäre nicht für uns, dachten vermuthlich auch sie, und gewiß, sie dachten wahr. Die Unterredung ward immer einsylbiger, und Alles, was noch vorging, sah Versuchen ähnlich, das Gähnen nicht aufkommen zu lassen. Der Eine stand vor einem Gemälde, der Andre ging mit den Händen auf dem Rücken langsam auf und ab, und zupfte dann und wann an dem Halstuche und dem Busenstreife, und ich blickte mit innerm Mißmuthe nach dem Himmel, der sich immer dicker und schwärzer bezog, und sehnte mich zu meinem Amtmanne.

Vermag die Auswechselung von Gedanken und Empfindungen nicht, die Menschen an einander zu knüpfen, so vermag es ein wenig Tabak, mochte der wandelnde Mann denken, und reichte mir seine Dose. Eine Verbeugung war meine Antwort. Es ist wohl unschicklich, dachte ich, ihn zu verschmähen, und erhob die Hand, um zuzugreifen. Er hatte die Dose bereits zurückgezogen, aber höflich streckte er sie von Neuem vorwärts. Meine Hand war schon wieder niedergesunken, und ich verneigte mich zum zweiten Male, aber wie vorhin erhob ich meine Hand zum zweiten Male in demselben Augenblicke, als die seinige sich rückwärts bewegte. Er machte einen neuen Versuch, ich nicht minder, aber der Versuch gelang nicht, und es entstand unter uns das sonderbarste Hin- und Herwirken der Hände. Ein treffendes Bild

unserer ganzen Unterhaltung, in welcher Keiner recht zum Geben und Nehmen kommen konnte.

Wirklich gelangte ich nicht zum Nehmen, denn während unsrer Bemühungen öffnete sich die Thür, und ein Bedienter beschied mich zum Fürsten. Mir ward dabei, wie einem jungen Manne, der zum ersten Male predigen will, wenn die Glocken zu tönen anfangen. Ich folgte dem Bedienten durch einige Zimmer und Säle mit stärker klopfendem Herzen, aber zugleich mit dem erneuerten Entschlusse, muthig zu seyn, und mit Gegenwart des Geistes meine Empfindungen walten zu lassen. Vielleicht wäre Alles gut gegangen, denn das freundliche, edle Gesicht des Fürsten füllte mich eben sowohl mit Zuversicht, als mit Hochachtung, wenn ich nicht beim Eintritte in das Zimmer auf dem glänzenden Getäfel beinahe bis zum Fallen geglitten wäre. Nehmen Sie sich in Acht, der Boden ist schlüpfrig, rief mir der Gütige zu. Zum Unglück mußte mir mein Vorsatz, die Fassung nicht zu verlieren und zu äußern, was ich fühlte, wieder einfallen. Freilich, Durchlauchtigster, hob ich an, es ist schlüpfrig an den Höfen. Das kann seyn, erwiederte er, aber ich bin unschuldig daran, ich habe es nicht so glatt gemacht. Diese Antwort und die Besorgniß, unanständig dreist gewesen zu seyn, warf mich mit einem Male in die Lage eines Redners, der stecken bleibt, und machte mich so ungeschickt und hölzern, als ich im vorigen Zimmer gewesen war.

Sie haben einige vortreffliche Sachen geschrieben, begann der Fürst von Neuem. Ja, sagte ich. Der Fürst lächelte. Das war schon wieder dumm! dachte ich; aber ich meinte ja nur, daß ich etwas geschrieben habe, nicht, daß es vortrefflich sey. Schlimm, sehr schlimm, wenn einem nicht recht Gewandten etwas gesagt wird, was er zugleich bejahen und

ablehnen muß. Alle meine Selbstständigkeit war weg, ich vermochte nicht mehr frei zurück zu wirken, und verhielt mich von nun an fast nur leidend. Die nicht unwichtige Gedankenreihe, die ich mir beim Ankleiden so fleißiger und so unnützer Weise entworfen hatte, konnte ich nicht erwischen. Ich hatte vorausgesetzt, der Fürst werde etwas über mein Erbauungsbuch sagen. An seine Aeußerungen wollte ich dann meinen Vortrag über die Veredlung der Handwerker und des Bauernstandes und über die dazu dienende Einrichtung der Schulen anknüpfen. Aber es war zu arg, er erwähnte mein Erbauungsbuch mit keinem Worte, und fragte dafür, ob ich nicht bald etwas Neues herausgeben werde. Da ging's mir nun gerade wieder, wie bei meinen vorigen Gesellschaftern, ich war bald zu ausführlich und bald zu kurz. Ich war im Stande, dem Fürsten von den Verhältnissen mit meinem Verleger so umständlichen Bericht zu erstatten, als ob er ein Buchhändler wäre. Dann besann ich mich, daß sich das nicht schicke, und sprach von meinem noch ungedruckten Buche mit so allgemeinen Beziehungen, als ob der Fürst die Handschrift desselben abgeschrieben hätte.

Das Alles, nebst einigen nicht passenden Ausdrücken und ein Paar vertraulichen Anreden, die mir entschlüpften und gleich nachher mir selbst unziemlich vorkamen, beklemmte mich immer mehr. Ich muß geglüht haben, als stände ich vor einer Esse, und preßte die Zehen zusammen, daß sie schmerzten, als ob mich enge Schuhe kneipten. Dem gütigen Fürsten schien meine Verwirrung und das Peinliche meiner Lage immer sichtbarer und drückender zu werden, seine Fragen wurden einzelner und gesuchter, und das Pochen meines Herzens und mein Schmachten nach Erlösung ward mit jedem Augenblicke stärker.

Siehe, da trat der Secretär herein, näherte sich seinem Herrn und sagte ihm etwas, wovon ich blos die Worte: jetzt eben angekommen, verstand. Freundlich neigte sich der Fürst gegen mich, und ging, von dem Secretär begleitet, eilig hinweg. Da stand ich nun allein, stieß einen lauten Seufzer aus, trocknete mir die feuchte Stirn, und begann innerlich über meine Ungelenkigkeit zu zürnen. Warum bedachte ich nicht, wie mir morgen, wie mir nach einigen Tagen zu Muthe seyn würde, warum überlegte ich nicht, daß man nach kurzer Zeit etwas, wovon man geängstigt und geärgert ward, heiter belachen kann? Das konnte ich jetzt noch nicht; auch war es, als hätte es mir geahnet, daß meine Abenteuer noch nicht überstanden waren. Einsam und unberathen blickte ich mich in dem Zimmer um, das unter meinem Tritte hallte, und wußte nicht, wohin? Der Secretär hatte mir, wie ich mich erinnerte, gesagt, daß ich gleich nach der Unterredung mit dem Fürsten in den Concertsaal gehen möge, wo ich gewiß einen nicht gewöhnlichen Genuß finden würde. Aber wo sollte ich den Concertsaal in dem großen, weiten Schlosse suchen?

Ich schlich von meinem Platze auf den Zehen, als ob ich verbotne Wege wandelte, und ging, wohin mich der Zufall führte. Da kam ich durch manches Zimmer, das ich noch nicht sah, in manchen Gang, dessen Ziel ich nicht wußte; bald begab ich mich vorwärts, bald wandte ich mich wieder rückwärts, bald kreuzte ich hin und her, und bald stand ich in einer Stube, drehte mich nach allen vier Winden, und spähte und bemerkte, daß ich verirrt war. Dann hob ich ungeduldig meine Wanderung von Neuem an, versuchte alles schon Versuchte noch einmal, verschlug mich unversehens in einen andern Flügel des Schlosses, und vermochte mir, als ich dies

errieth, nicht zu helfen. An mancher Thür hatte ich schon vergebens leise geklopft und gedrehet, und manche vergebens geöffnet, als ich meinen Kopf in ein Zimmer steckte, in welchem mein Kopf sehr unerwartet war. Ein Paar Kammerfrauen, vermuthlich waren es solche, standen hier mit Ankleiden eifrig beschäftigt. Bestürzt flüchteten beide in einen Winkel des Gemachs, bestürzt fuhr ich zurück, und eine geputzte Zofe mit schalkhaften schwarzen Augen schickte mir ein unaufhaltsam hervorbrechendes schallendes Gelächter nach.

Das war das erste Mal, daß laut über mich gelacht wurde, und vor diesem Lachen lief ich schneller, als Mancher vor einem Polizeidiener. In der Hoffnung, endlich eine Treppe und einen Ausweg zu finden, eilte ich nach der offenen Thür eines Zimmers, und durch dieses wieder in eine offene Thür. Siehe, da war kein Ausgang mehr, ich stand in der Mitte einer Schlafkammer, in welcher ein noch nicht gemachtes Bett, nebst dem ziemlich zerrissenen Schlafrocke und der nicht sehr weißen Nachtmütze auf demselben, und ein Waschbecken mit anderm anspruchlosen Geräthe in seiner Nähe, meine sehr hochgespannte Vorstellung von der Herrlichkeit alles dessen, was in diesem Schlosse sey, überraschend, und ich möchte fast sagen, beruhigend herabstimmte. War ich nicht ein Thor, sagte ich bei mir selbst, mit meiner übertriebenen Ehrfurcht und der aus ihr entspringenden Blödigkeit? Bin ich nicht hier unter Menschen, die wie ich schlafen und sich waschen, und von welchen einige im Stande sind, einen eben so zerrissenen Schlafrock und eine noch schwärzere Nachtmütze zu haben, als ich? Indem ich mich diesen Betrachtungen überließ, trat der Bewohner des Zimmers, der in der Nachbarschaft gewesen seyn mochte, in seine Stube zurück, und sprang,

als er Jemanden in der Kammer bemerkte, hastig und mit mißtrauischen und unfriedlichen Geberden auf mich los.

Er. Was suchen Sie in meiner Kammer?

Ich. (Mit einer Verbeugung.) Ich suche nur den Concertsaal.

Er. Den Concertsaal, der in dem andern Flügel ist? Was, Herr? das ist nicht richtig.

Ich bedeutete ihm so gut, oder vielmehr so verworren als möglich, wer ich sey, und wie ich mich hierher verloren habe. Meine Kleider, meine ehrlichen Mienen, und meine weißen ledernen Handschuhe, die ich noch immer nicht ausgezogen hatte, schienen ihn endlich zu besänftigen, und etwas weniger verdrießlich bezeichnete er mir den Weg, den ich zu nehmen hätte. Schwitzend hob ich mich von dannen, ohne seine Bezeichnung benutzen zu können. Denn die Bestimmung, daß ich rechts vor dem kleinen Tanzsaale vorbei, dann links neben der blauen Stube weggehen müsse, war an einem armen Schelme verloren, der so übel daran war, nicht zu wissen, wo der kleine Tanzsaal und die blaue Stube sey. So gibt es denn, dachte ich, in Schlössern, wie in allen Gassen, Menschen, die nicht Gewandtheit des Geistes genug haben, um einem Andern ordentlich den Weg zu beschreiben? Eben wollte ich darüber böse werden, als mir einfiel, daß ich mich heute mit meiner eignen Gewandtheit wahrlich nicht breit machen dürfe, und als ich zu meinem Troste den Secretair erblickte. Willig nahm er sich meiner an, ging freundlich und gesprächig neben mir her, und brachte mich durch eine Thür, an welcher ich ein Paar Mal zweifelnd gestanden hatte. Ja, ja, sagte er, als ich dies

äußerte, vor übergroßer Bedenklichkeit verfehlt man oft den rechten Weg, und begleitete mich in den Concertsaal.

Hier athmete ich aus der Tiefe der Brust mit der Hoffnung auf, daß an die Stelle der Mühseligkeiten nun Vergnügen treten werde. Ueber dem Genusse für das Gehör, sprach ich zu mir, will ich den Durst vergessen. Aber, erwiederte das Bedürfniß, wenn man dürstet, daß die Zunge lechzt, so mag man doch lieber erst trinken, und dann hören. In einem prächtigen Schlosse nicht einmal Kaffee zu bekommen! Wie gut würde der Kaffee mit solcher Milch, wie Amtmanns Kühe geben, geschmeckt haben, den meine lieben Wirthe mit mir in der großen Geißblattlaube trinken wollten! Indem ich diesem Selbstgespräche nachhing, bemerkte ich an Allen, die umher waren, eine mir unverständliche Bewegung. Mit einem Male stand der Fürst mit einer Verwandten, und ein Prinz mit der Gemahlin des Fürsten im Saale, und ich vertrat, indem ich, wie ich sonst pflege, zu einer Verbeugung ein wenig vorwärts schritt, dem Fürsten beinahe den Weg. Will der Mann etwas? sagte die von demselben Geführte leise, doch so, daß ich's hören konnte. Ich blickte erstaunt, wie wenn ich aus einem Traume erwachte, umher; Viele lächelten, und ich kam, ich wußte nicht recht wie, beschämt auf meinen Platz zurück. Das war vorzüglich dumm! dachte ich, und rieb mir voller Aerger die Stirn, daß ich so ungeschickt war, bei dem ungewohnten Schweben zwischen meinem alten und diesem neuen Wirkungskreise mich immer in dem alten zu verwickeln und darüber ohne Unterlaß mit dem Kopfe anzustoßen.

Will der Mann etwas? schien mir noch ein Paar Mal zu tönen, und es war mir sehr gegenwärtig, welche Rolle man spielt, wenn man etwas zu wollen scheint, und nichts

will. Aber die wirklich treffliche Musik, die Hinheftung aller Augen, — nicht auf mich, wie ich gefürchtet hatte, sondern auf die Spielenden, die lauschende Stille umher, die Ruhe auf allen Gesichtern, gegen welche der lebhafte Ausdruck von Entzücken in den Geberden des Kapellmeisters angenehm abstach, und die herrliche Verzierung des Saals, deren Betrachtung mich zerstreute, besänftigte mein Inneres dieses Mal über meinen Fehlschritt schneller als vorher.

Nur ein Paar Mal, als der Fürst etwas ernst, wie es mir schien, nach mir herüber sah, fuhr mir der Gedanke durch den Kopf, daß er wohl noch über die Langeweile, die ich ihm machte, unwillig seyn möge. Ohne zu überlegen, daß der Fürst wahrscheinlich über wichtigere Angelegenheiten meine Ungeschicktheit eben so vergessen hatte, als ihm auch die geschmeidigste Feinheit nicht mehr gegenwärtig gewesen seyn würde, musterte ich mein ganzes Benehmen, und konnte nicht begreifen, wie ich zu einer solchen Ungelenkigkeit in Worten und Werken gekommen war. Wenn ich die verflossene Zeit zurück hätte, meinte ich, sollte mir Alles ganz anders gelingen. Es war ja mit Händen zu greifen, daß ich den einen Lobspruch mit dieser Artigkeit, die andre Rede mit jener Antwort erwiedern, daß ich diese und jene geistreiche Bemerkung machen, diesen und jenen witzigen Einfall haben konnte, und wenn ich ruhig genug gewesen wäre, die Gelegenheit bei ihrem Haar zu ergreifen, so hätte ich, das war augenscheinlich, nicht einmal nöthig gehabt, die mehrerwähnte, so weislich veranstaltete Gedankenreihe umkommen zu lassen.

Unter solchen Beherzigungen, über welche ich mich durch die heitre Aussicht auf Amtmanns Abendgespräch und Abend-

essen tröstete, und unter bald mehr bald minder aufmerksamem Horchen auf das Rauschen der Saiten, und hernach auch auf das Rauschen des Regens, der sich nicht sowohl nach meinen, als nach des Amtmanns Wünschen ergoß, hatte ich, als es ungefähr acht Uhr war, das Ende des Concerts erlebt. Alles verließ den Saal, und wohin Alles ging, folgte ich langsam nach. Zum Unglück war der geschäftige Secretair nicht zugegen gewesen, sonst hätte er sich meiner vielleicht angenommen. Die meisten Zuhörer zerstreuten sich in dem Schlosse, die übrigen eilten, mit Regenschirmen gerüstet, ohne mich in Erwägung zu ziehn, nach verschiedenen Seiten ab, und ich stand allein schon wieder unberathen am großen Eingange des Schlosses. Wer weiß, wie lange es noch regnet? Mache, daß du in die Arme und an den Tisch der Gastfreundschaft kommst, dich hungert ja nach freier Mittheilung und nach Speise! dachte ich, drückte meinen Hut auf den Kopf, nahm mich zusammen, that einen Ausfall, und lief, wie vielleicht lange nicht über den Schloßplatz gelaufen worden war, immer nach der Wache zu.

War es dies ungewohnte, anstößige Laufen, oder was war es sonst, das mir zuletzt das schlimmste Unheil zuzog? Noch ehe ich die Wache ganz erreicht hatte, stürzte ein fürchterlich großes und schweres Thier von Hunde auf mich zu, sprang an mir empor, stemmte mir die Tatzen auf die Brust, und bellte und heulte mir mit einer Löwenstimme in's Gesicht. O wehe, mein Leben, oder meine heile Haut! dachte ich, und schrie, wie ein Mensch mit heiler Lunge schreien kann. Die Wache schlug ein schallendes Gelächter auf. Ich freute mich und ärgerte mich über das Lachen, und kreischte um Hülfe. Der Hund beißt nicht, rief mir Einer zu. Hülfe,

Hülfe! rief ich zurück. Endlich ward ich befreit; ich zitterte an allen Gliedern, nahm meinen Hut halb dankbar, halb verdrießlich ab, und eilte, ohne mich umzusehn, oder zur Seite zu blicken, immer vorwärts, als flöhe ich noch vor dem Hunde. Das ist, dachte ich, ein trauriges Leben am Hofe, und ich bin ein armer, schwerfälliger Tropf, der sich nicht zu rathen und zu helfen weiß; ich glaube, ich bin gar nicht mehr, was ich war. In diesen Gedanken hatte ich den Weg, auf welchem mich des Amtmanns Sohn geführt hatte, verfehlt, und sah mich zu meiner Verwunderung plötzlich auf einem einsamen Platze, den wenige niedre Hütten begrenzten.

Ich eilte der nächsten zu, mich zurechtweisen zu lassen; aber die Scene, die sich meinen Augen hier darbot, hielt mich in der Thür zurück. Vor einem sehr schön gekleideten Jünglinge stand eine ältliche Frau mit in einander gerungenen Händen, mit gen Himmel gerichtetem Haupte und in Thränen schwimmenden Augen. Sie machen, stammelte sie, daß ich meinen guten Sohn, der mich ernährte, weniger vermisse. Gott segne Sie für das, was Sie an mir thun. Aber, edler junger Herr, berauben Sie sich wohl nicht selbst? Sie haben keine Eltern, und ein Herr von Adel am Hofe braucht doch so viel. Seyd unbekümmert, Mütterchen, erwiederte der junge Mann, was Ihr bekommt und ferner haben sollt, erhaltet Ihr von meinem Ueberflusse. Ich mache mir nichts aus starken Getränken, da kann ich denn das, was mir an Weine bestimmt ist, wie ich sonst will, verwenden. — Gott belohne Sie und unsern gütigen Fürsten, der mich Arme auch unterstützt! rief ihm die Frau zu. Meine Augen gingen über, und mir war wieder, wie mir gewöhnlich ist. Wohl mir, sagte ich mir selbst, daß ich am Hofe

war! Der Hof ist unschuldig daran, daß ich seine Art und Sitte nicht kannte; am Hofe gibt's gute Menschen, überall gibt's gute Menschen, nur im Aeußern verschieden nach dem Kreise, in welchem sie sich drehen. In meinem Kreise bin ich auch wohl leidlich, ich bin noch, was ich war, und wohl mir, daß ich in meinem Kreise bin.

Indem näherte sich der Jüngling dem Ausgange der Hütte, und erbot sich, als er mein Anliegen gehört hatte, gefällig, mich zu leiten. Ich gehe gern ein wenig um, es regnet nicht mehr, und der Abend ist so angenehm geworden, sagte er, kürzte mir durch freundliches, verständiges Gespräch den Weg, und zeigte mir dann, ehe ich's dachte, und fast ehe ich's wünschte, Kronau's lieben Ackerhof. Ich hätte dem Edlen, als er mich verließ, die Hände drücken und ihn umarmen mögen, und sahe ihm, so lange ich konnte, nach.

Sanft beleuchtet glänzte meine friedliche Herberge. Die Sonne sank im nun entwölkten Abende nieder und am Himmel prangte ein wunderschöner Regenbogen, dessen einer Schenkel auf dem Landhause zu ruhen schien. Vor demselben sprang mir ein holder Knabe entgegen und jauchzte: Geschwind, geschwind! das Essen ist fertig. Am Thore des Hofes reichte mir der Wirth mit einem unbeschreiblich treuherzigen Gesichte die Hand zu einem festen Drucke. Wiederkäuende Rinder lagen vor dem Hause umher, gierige Enten drängten sich an einem Troge, und ein zottiger Hund schmiegte sich wedelnd vor mir. In der Hausthür empfing mich das blühende Weib meines Freundes mit einem lächelnden Kinde an der Brust, und mit den Worten: Willkommen, willkommen vom Hofe zu unserm ländlichen Mahle, herein! es ist Alles bereit.

Freudig trat ich in das Zimmer. Da dampfte eine große Schüssel voll weißen Spargels lieblichen Duft umher, da lockte geräucherter Lachs in Streifen zerschnitten mit frischer Röthe, da zischte eine Pfanne voll brätelnder Tauben auf Kohlen, und eine Flasche Weins blinkte funkelnd auf dem Tische. Ich vergaß mein Ungemach, verschlief ein Paar Stunden nachher alle Gedanken an dasselbe, die sich den Abend hindurch noch einige Mal regten, — und bin jetzt, wie immer, Ihr mit der Welt zufriedner Freund.

Das Huhn.

Ich dächte, Ihr kauftet mir das schöne Huhn, lieber Vater. Habt Ihr es noch nicht gesehn? O, es ist ein gar schmuckes Thierchen, weiß wie Schnee, auf den Flügeln mit gelben Flecken besprenkelt, sein Hals blitzt wie Gold, und einen Federbusch hat es, seht, beinahe so groß, wie meine zusammengedrückte Hand. Es ist so zahm, wie ein Lamm, und hört auf das Wort, wie ein Hündchen. Wenn er lockt, so trippelt und flattert es herbei, nimmt, was er ihm hinhält, dreist aus seiner Hand, fliegt ihm scherzlich auf die Schultern und hackt nach ihm, als wollte es ihn necken. Es muß eine Lust seyn, das Thier zu haben.

So sprach nach anderm traulichen Geschwätze die blühende Marie mit kindlichem Sinne, als sie neben ihrem Vater, dem guten Bauer Wildau, durch die niedersinkende Sonne geröthet, vom Felde zurück an einem Busche dahin ging. — Wo hast Du denn das Huhn so genau gesehn? fragte der Alte.

Schmidt wohnt ja gerade gegen Richters über, war die Antwort. Als ich neulich des Abends Hannchen besuchte, saß er mit dem Huhne vor seiner Thür, spielte mit ihm, und fütterte es von seinem Brode. O kauft mir, wenn er's

missen will, das allerliebste Geschöpf. — Der Wunsch kann wohl erfüllt werden, erwiederte der Vater, und schritt schweigend mit dem Gedanken weiter: Möchtest du, liebe Unschuld, nie eine bedenklichere oder schwerer befriedliche Sehnsucht hegen; solche Wünsche will ich gern stillen.

Das konnte Wildau auch, wie er es wollte. Er war der reichste Bauer im Dorfe, und gegen seine einzige Tochter Marie, gegen sein Alles nach dem Tode ihrer vor manchen Jahren gestorbenen Mutter, mochte er nicht kargen. So männlich seine Forderungen der Sittlichkeit an sie waren, so standhaft er ihr jedes Vergnügen versagte, das der Tugend nur von fern Gefahr drohte, so bedächtlich er Aufforderungen zu Gelagen und Tänzen nur dann genehmigte, wenn er selbst dabei gegenwärtig seyn konnte, so kindlich theilte er die kleinen Freuden und Spiele seiner Lieben, und so bereit war der begüterte Mann, ihr selbst mit einigem Aufwande eine beschäftigende Lust zu erkaufen. Der Mensch und zumal ein achtzehnjähriges Mädchen, sprach er öfters, muß etwas zu spielen haben; ich habe Jünglinge und Jungfrauen gekannt, die durch ihre verpflegende Liebe zu einem Häuflein bunter Tauben vor manchem Bösen bewahrt blieben. Er wies daher Mariens nimmer habsüchtige Laune nie gebieterisch zurück; sie hatte ihre eignen Beete im Garten, auf welchen vom Frühlinge bis zum Herbste die größten und buntesten Blumen im Dorfe blühten, und erst vor Kurzem hatte er ihr ein kostbares Buch mit schön gemalten Pflanzen und Bäumen geschenkt.

Du sollst das Hühnchen haben, wiederholte er freundlich. Schmidt ist arm, er wird den kleinen Gewinn nicht abweisen, wir wollen jetzt im Vorbeigehn bei ihm anfragen.

Bei ihm anfragen? rief Marie, und ihr ganzes Gesicht strahlte von Freude. Ach ja, lieber Vater, das wollen wir. Wie freue ich mich! Wir besuchen ihn also?

Ernst und forschend blickte der Greis die unbefangene Holde an, und sprach, als besönne er sich anders: Oder Du könntest auch gleich nach Hause gehn, es ist doch Verschiedenes zu besorgen, ich rede mit ihm, und komme bald nach.

Marie schien traurig zu werden. Wir halten uns ja da nicht lange auf, hob sie an, warum sollte ich Euch nicht begleiten? Schmidt ist dürftig, er sollte wohl denken, ich ginge aus Hochmuth vorüber, und er ist doch ein so guter Mensch.

Der Vater. Das ist er, ja, das ist er, und seine Armuth hat er nicht verschuldet. Es ist mir noch, als wär' es heute geschehn. Der Wächter hatte eben elf gerufen, als das fürchterliche Schreien: Feuer! Feuer! von einem Ende des Dorfs zum andern schallte, und die Flamme bei dem Nachbar seines Vaters hoch heraus schlug. Da war kein Retten, der alte Schmidt brannte von Grund aus mit ab, und konnte sich hernach, weil er schon Schulden hatte, nicht wieder helfen. Als er vor fünf Jahren starb, überließ der Sohn den Gläubigern das Gut, und bekam nicht einmal so viel heraus, daß er seine Hütte ganz bezahlen konnte; er blieb darauf schuldig. Es war wahrhaftig sehr verständig, daß er sich nicht schämte, aus einem Bauer ein Handarbeiter zu werden. Und er hilft sich, er hat, wie ich höre, die kleine Schuld beinahe abgetragen, er ist treu und fleißig, und kurz, einer der rechtlichsten jungen Männer im Dorfe.

Marie. Und der hübscheste von allen, meint Ihr nicht auch, Vater? Nicht wahr, ich gehe mit zu ihm?

Der Vater (der sie noch gespannter als vorher betrachtet). Ja, Du gehst mit, und weißt Du was, wir wollen morgen Mittags bei ihm essen.

Marie. Bei ihm essen! morgen! das ist herrlich!

Sie stieß dies so rein und so warm, wie sie es fühlte, heraus, und ohne alle Befremdung über die Aeußerung des Vaters, weil ihr unter vielen guten Eigenheiten des Greises seine Gewohnheit schon etwas Altes war, von Zeit zu Zeit bei armen Leuten zu essen, welchen er dann immer von seinem Hofe und aus seinen Vorrathskammern reichlich spendete, damit sie ihn von seinen eignen Gaben bewirthen konnten.

Das ist herrlich! sagte sie noch einmal; aber jetzt müssen wir wohl etwas schnell gehn. Es wird spät, seht nur, unsre Schatten reichen schon über einen halben Morgen Ackers hin. Wie sie so lang und so ernstlich hinter einander herschreiten, es sieht recht sonderbar aus.

Indem bogen Beide um die Ecke des Busches, hinter welchem das stille Dorf lag, und siehe, Schmidt trat ihnen mit der Sense über der Schulter hastig entgegen, erblickte sie plötzlich, grüßte sie ehrerbietig, erröthete, und beantwortete Wildau's Frage: So spät noch zum Fleiße? mit stammelnden Worten. Ich will Euch nicht aufhalten, sagte der Greis; aber morgen, wenn ich darf, esse ich mit meiner Tochter bei Euch. Wann seyd Ihr diesen Abend wieder zu Hause?

Schmidt verstand, was das heiße, vermochte vor der Verwirrung durch die überraschende Freude kaum zu sagen, daß er nach einer Stunde wieder daheim seyn werde, und seine Augen wurden feucht, als er weiter ging. Marie sah

sich mehrmals nach ihm um, bis der Busch ihn verbarg, indeß der Jüngling nur einmal wagte, sein Antlitz zu wenden. Hoch entzückt wandelte er seines Weges, und empfand wie die glücklichen Menschen in der alten Geschichte, wenn ihnen ein Besuch von gütigen Engeln zukam. Längst hatte er Marien heimlich geliebt, und deswegen auch schon sein fünf und zwanzigstes Jahr vergehn lassen, ohne Gatte zu seyn, so gern auch manches Mädchen dem arbeitsamen Manne in seine Hütte gefolgt wäre. Oft bedauerte er den Reichthum seiner Verehrten, und wünschte, daß die liebliche Jungfrau das Kind eines Tagelöhners seyn möchte. Daß sie sein Weib werden könne, fiel ihm nie ein; sie stand vor seiner Seele, wie ein Bild künftigen Glückes in einer bessern Welt, welches hienieden zu erringen Niemand hofft. Ehrerbietig ging er vor ihr vorüber, wie ein gemeiner Bürger vor der Tochter seines Fürsten, wenn diese ihm auch noch so liebenswürdig schien, grüßte sie schüchtern, und hielt sich für glücklich, wenn sie ihm milde dankte.

Für Marien hatte er eigentlich das Huhn erzogen und gezähmt, und er konnte sich keine größere Wonne denken, als wenn sie es von ihm annähme. Seit Monaten hatte er auf Veranlassungen gesonnen, es ihr zu schenken, und er hatte diese überall erblickt, und auf tausenderlei Art herbeiführen zu können gemeint, wie ein Kind, das sich nach der Weihnachtsgabe sehnt, durch jedes etwas hell erleuchtete Fenster daran erinnert wird. Immer hatte den Feinfühlenden die Besorgniß zurück gehalten, das Huhn möchte einem Angel nach Wildau's Geschenken gleichen; jetzt bot sich ihm eine herrliche Gelegenheit dar, es ohne den Schein von Zudringlichkeit der Holden zu bringen.

Marie kommt zu mir! dachte er bei sich, als er nun seine Arbeit in fröhlicher Zerstreuung eilig vollbrachte. Marie

kommt in meine Hütte! Ist's möglich? ist's wahr? oder hat's mir geträumt? Aber warum wär' es denn nicht wahr? Wildau hat's ja versprochen; er macht es ja oft so. Kaum vier Wochen ist's nun, als er bei Wilmsen aß, freilich nur um den dürftigen Mann für einige Tage mit guten Speisen zu versorgen, und Marie war auch dabei. Habe ich nicht damals Wilmsen so selig gepriesen; nun trifft das Loos auch mich, glücklich zu seyn. Marie kommt in meine Hütte, und das Huhn kommt an Marien. Freue dich, liebes Thierchen, künftig wird die Gute dich füttern. Wie manchmal habe ich überlegt, wann und wie ich dich ihr gäbe, und nichts wollte mir so recht gefallen. Bald war ich Willens, dich heimlich auf ihren Hof zu setzen, bald wollte ich sie reizen, dich von mir zu fordern. Habe ich nicht neulich, als sie bei Richters Hannchen war, blos darum vor der Thür so viel mit dir getändelt, daß sie dich bemerken und lieb gewinnen sollte. Nun kommt Marie zu mir, nun soll sie dich haben!

Er arbeitete wie ein Liebender für die Geliebte, und war daher früher wieder zu Hause, als er Wildauen bestimmt hatte. Nun harrte er auf das, was Wildau nach seiner allbekannten Gewohnheit zu dem Mahle schicken würde, und durch einen Gedanken an seine Armuth unterdrückte er den Wunsch, die lieben Gäste von seinem eignen Gute zu bewirthen.

Aber er harrte vergebens, ach! er mußte wohl vergebens warten. Wildau hatte, als er zurück gekommen war, im Hofe mit seinen Leuten von einem kranken Drescher, dessen Name dem Namen des liebenden Jünglings fast gleich klang, mit Wärme gesprochen. Als er daher einer Magd, die von ihm unbemerkt seine Unterredung hörte, befahl, eins der be=

sten Hühner zu haschen, und dieses mit den Töpfen, die Marie nach seiner Anordnung gar freigebig gefüllt hatte, zu Schmidten zu tragen, so trug sie, durch den ähnlichen Namen irre geführt, die Gabe zu dem Kranken, der schon mehrmals Wohlthaten durch sie erhielt, und aus der Antwort, die sie zurück brachte, er lasse sich zum schönsten bedanken, konnte Wildan keine Irrung errathen.

Von Minute zu Minute ward Schmidts Hoffen auf die Gabe ängstlicher, weil er sie als die Bedingung und als das Pfand seiner Freude betrachtete. Schickt Wildau nichts, dachte er, so war seine Rede nur Scherz. Daß ich ihm wenig mehr als trocknes Brod vorsetzen kann, weiß er; sendet er also nichts, so hat er gescherzt, ach, bitterer, als er wohl vermuthete, gescherzt. Unter solchen Gedanken, die ihm bald Herzklopfen erregten, bald sich wieder erheiterten, verging ihm der Abend. Jedes Geräusch, meinte er, müsse sich ihm nähern, jeden fernen Tritt hielt er für die Ankunft des Glücksboten, oft horchte er lauschend aus dem Fenster, oft eilte er zu dem Pförtchen, durch das man in den Hof vor seiner Hütte trat; ach! es kam nichts. Elf Uhr war vorüber, als ihm däuchte, daß etwas an seiner Thür rüttelte; er lief hinaus, Alles war still, der Wind hatte sie bewegt. Erst in der Mitternachtsstunde sank er auf sein Lager; in leisem, ungewissen Schlafe, bald froh, bald traurig träumend, bald Gedanken der Furcht, bald der Hoffnung denkend, lag er, bis der Tag graute. Vielleicht war es Wildauen gestern zu spät, vielleicht kommt nun etwas, sagte er bei sich, und sprang auf. Es ward heller, und es kam nichts. Er harrte, er horchte, er öffnete die Thür, stand in derselben, ging weiter in die Gasse, blickte nach allen Seiten, schlich in die Hütte zurück, eilte wieder hinaus und schaute, und ach! es kam nichts.

Die Sonne stand hoch, als sich Schmidt, wer weiß zum wie vielsten Male, in seine Pforte stellte. Siehe, da war eben Wildau auf seinem Rosse, um das Feld zu besuchen, vorüber geritten. Der Mann sah sich um, und rief, schon etwas fern, mit freundlicher Geberde: Guten Morgen, lieber Schmidt! es bleibt dabei. Zur Mittagsstunde stelle ich mich mit meiner Tochter ein. Dann trieb er das Pferd, — und war dem Jünglinge aus den Augen.

Zugleich entzückt und vor Schrecken schier betäubt, stürzte Schmidt mit dem Gedanken in seinen Hof zurück: Sie kommen, Marie kommt, welches Glück! Aber womit soll ich armer Mann sie bewirthen? welches Unglück! Hätte ich das gestern gedacht, so vermochte ich wohl noch etwas zu ersinnen; aber wie konnte mir einfallen, daß er es mit mir anders, als mit allen Andern halten werde? Was fange ich nun an? So stand er mit in einander geschlungenen Armen, und die Thurmuhr schlug. O wehe, nur noch drei Stunden, so kommen sie, so kommt Marie!

Ein Mann, der, kraft seines Amts, für einen verschuldeten Staat in kurzer Zeit ungeheure Summen aus Nichts herbei zu rechnen strebt, kann nicht verlegener, ein Schuldner, der augenblicklich bezahlen oder in's Gefängniß wandern soll, kann nicht banger seyn, als der Jüngling war. Gemüse, schönes wohlschmeckendes Gemüse, mehr als genug ist, hätt' ich wohl, sprach er bei sich; aber woher nehme ich das kleinste Stücklein Fleisch? Lieber Himmel, es gibt so vieles Fleisch in der Welt, es wird heute von reichen Tischen so manches köstliche Stück unangetastet abgetragen werden; wer davon nur ein Weniges hätte! Ein Paar Tauben flogen über ihm hin. O, daß ihr in meinen Händen wäret! rief er, und hing diesem Wunsche mit größerer Innigkeit

nach, als ein Schuldner der Vorstellung, welche Lasten Goldes hin und wieder ungebraucht aufgehäuft liegen.

Es schlug ein Viertel. O schnelle Zeit! O langsame Erfindungskraft! Sie will mich besuchen. Was beginne ich? Bei dieser Frage pochte sein Herz, wie das Herz eines Verbrechers, als er einen dunklen Gedanken zu erhellen wagte, mit welchem er schon vorher das Huhn, das, heute minder als sonst verpflegt, um ihn hüpfte, angesehn hatte. So bleibt mir denn nichts, als du? Als du, meine schuldlose Freude und meine Hoffnung? Ihr zum Spiele, ihr zum Vergnügen habe ich dich aufgezogen, und sollte dich zu einer Mahlzeit opfern? Aber zu einem Mahle für sie, — ach, für sie! Wie einen Knaben ein zorniges Thier jagt, so trieb Schmidten dieser Gedanke in das Haus, in welchem er mit den Klagen von einer Stätte zur anderen wankte: So solltest du sterben, liebes, zahmes, zuthätiges Geschöpf? Ich habe an dir gehangen, wie ein Kind an dem Jugendgenossen; du liefst mir nach, wie einem Gespielen, du folgtest mir bis an die Pforte, wenn ich wegging, flogst mir entgegen, wenn ich heimkehrte, kamst des Morgens an mein Bette, sprangst so kirr auf meinen Arm, picktest furchtlos Gerste aus meiner Hand, und meintest, wenn ich mein Brod aß, dir komme auch ein Krümchen davon zu! Du hattest mich so lieb, und ich sollte dich tödten? — Aber Marie kommt her, — Marie!

Diesen Namen lispelnd, stand er wieder im Freien, schaute gen Himmel empor und seufzte, und blickte über die lehmernen Wände an beiden Seiten in das Gehöfte der Nachbaren, als werde sich ihm hier Hülfe darbieten. Ach! kein Thier regte sich auf ihren Höfen, und er sah auf denselben nur Armuth und Kinder. Von Neuem ertönte ein

Viertelstundenschlag. So muß es denn seyn? seufzte Schmidt. Angstschweiß rann über sein Antlitz, und er wetzte mit Heftigkeit ein Messer auf der Schwelle vor dem Hause, bis zu welcher ihm das Huhn nachgelaufen war. O wehe! mein Liebling, stöhnte er, indem er es faßte und an sich drückte; ich hätte nicht gedacht, daß ich das an dir thun würde; für mich hätte ich deinen Tod nicht beschlossen, und läg' ich ohne Labung krank darnieder, aber für Marien! — Du weißt nicht, wie ich traure, verstehst nicht, was ein Mensch leidet; vergib mir, liebes, armes Thierchen! Noch einmal preßte er es an seine Lippen, hielt es, wie über etwas Unbegreifliches staunend, eine Weile vor sich hin, seine Thränen tröpfelten wie Perlen auf den glatten Flügeln hinab, er drückte die Augen zusammen, rief: Marie! und mit starker Hand war der gefürchtete, verzögerte Schnitt vollendet.

Er stürzte in das Haus, um das fließende Blut und die letzten Bewegungen des Geschlachteten, das seinen Händen entsank, nicht zu sehen, und Bedaurung und Entschuldigung der That, Mitleid und Reue und Billigung kämpften in seinem Herzen, als er Feuer anzündete, und Gemüse auswählte und sorgsam bereitete. Erst als dies geschehen war, trat er wieder in den Hof; das Hühnchen war todt und begann zu erkalten. Wie sanft er es weinend streichelte, mit welchem Drange von Empfindungen er es seiner Federn beraubte, die er, um sich einen bekümmernden Anblick zu ersparen, mit Erde beschüttete, und wie, bei der fernern Beschickung des kleinen Tisches, seine Hoffnung großer Freude mit dem gegenwärtigen Kummer rang, vermag ich nicht zu beschreiben. Ist nicht das kleinste, von Manchem verachtete Gefühl, mit seinen Aufwallungen und Wirkungen, ein Theil des geheimnißvollen Gewebes im Innern der Menschheit, dessen wunderzarte Faden der Hand, die sie fassen und ihren ver-

flochtenen Gang verfolgen und nachzeichnen will, immer entschlüpfen? Darum versuche ich auch nicht, es zu schildern, wie Jeder von den drei guten Menschen empfand, als Wildau heiter und treuherzig, und Marie kindlich und unschuldig, aber etwas ernster als sonst, am Mittage plötzlich in die Hütte traten, wie Schmidt sie empfing, wie geschäftig er den Tisch besorgte, was der Greis redete, wie die jungen Leute Worte und Blicke wechselten, wie Schmidt es zu verbergen strebte, daß er nichts von dem Fleische berührte, und wie sein oft verscheuchter und immer wiederkehrender Ernst seinen lieben Gästen nicht ganz entging. Es war ein armes, herzliches Mahl, dessen Gefühle nachempfunden seyn wollen. Bald war es genossen, und Wildau begann: Lieber Schmidt, Ihr habt ein schönes, zahmes Huhn.

Ach, Gott! rief der Jüngling, erblaßte und zitterte.

Wildau. Habt Ihr's nicht mehr? Wir wunderten uns schon, da wir kamen, es nicht im Hofe zu sehn. Aber über unsern Reden vergaß ich zu fragen.

Schmidt. Das arme Thierchen!

Wildau. Ihr weint? Warum? Wo ist es?

Schmidt. Es war — ach! unsre Mahlzeit.

Eine hastige Frage des Greises, ob ihm nicht gestern Abends eine Magd etwas gebracht habe? klärte nun Alles auf.

O! das dauert mich gar sehr, sprach Wildau, — ich wollte Euch um dasselbe für meine Tochter bitten.

Schmidt. So muß ich denn Alles, auch die Freude, Marien zu erfreuen, verlieren. Ich armer, armer Mann!

Von tiefem Kummer, von bitterm Unmuthe, wie er nur irgend in einer so friedlichen Brust stürmen konnte, vielleicht

auch, von dem dunkeln Gedanken getrieben, daß ihn seine große Aufopferung zu reden berechtige, wagte er nach einem kurzen Schweigen die Worte: Zürnet mir nicht, es muß heraus. Marie war schon lange mein steter Gedanke, ich hatte sie lieb wie mein Leben, für sie erzog ich das Hühnchen, ihr gedachte ich eine Lust damit zu machen. O wehe, nun habe ich meine und ihre Lust getödtet! Liebe Marie, Vergebung!

Der Alte schluchzte und die Jungfrau trocknete ihre Thränen. Noch vor Kurzem hätte die Kindliche stundenlang blos um das Huhn weinen können, jetzt feuchteten, mit dem Harme um das Thier, zugleich süßere Regungen ihre Wangen.

Wildau. So liebst Du, guter Schmidt, — ich betrachte Dich von nun an wie meinen Sohn, — so liebst Du meine Tochter?

Schmidt. Gott weiß es. Ja, ich gäbe Alles für sie hin.

Wildau. Und Du, Marie? Fühlst Du etwas für den Mann?

Marie (stammelnd). Es jammert mich, daß er um meinetwillen Kummer hat. Ich möchte ihn so gern trösten.

Wildau. Liebst Du ihn? Willst Du seine Gattin werden? Du schweigst? Verschließ' mir Dein Herz nicht. Wie, wenn ich schon hineingeblickt hätte? — Siehe, ich stand gestern früh am Fenster, als Du zu der Kürbisstaude, die ganz hinter den Bohnen versteckt ist, gingest. Du schnittst in eine Frucht derselben mit einem Messer, und verbargst sie dann wieder sorgsam hinter dem Laube, das sie beschattet. Was hast Du hineingegraben? Wie, wenn ich nach=

gesehen hätte? Werde nicht so roth, zerreibe das Band nicht so. Liebe Marie, auf jeden offen daliegenden Kürbis hast Du meinen oder Deinen Namen, oder ein Verslein geschrieben, nur auf dem behutsam verhüllten steht: Christian Schmidt. Bist Du dem Manne gut? schäme Dich nicht, es zu sagen. Sein Vater war ein Bauer, wie ich bin, und ein ehrlicher Mann, nur nicht so glücklich. Christian, — tritt herzu, Redlicher! — ist nicht begütert, aber rechtschaffen und fleißig, er hat in seiner kleinen Wirthschaft bewiesen, daß er Haus zu halten versteht. Und Dir, meine Tochter, gab er heute ein theures Pfand seiner Liebe. Bist Du ihm gut?

Marie (furchtsam). Ja, ja.

Wildau. Oder ist Dir irgend ein Jüngling werther?

Marie (lebhaft). Nein, nein. Das schöne Huhn! — Ach! daß er es für mich geschlachtet hat, vergesse ich nie. (Sie streckt wie unwillkührlich ihre Hand nach ihm hin.)

Wildau. So werdet Mann und Weib. Gebt Euch die Hände, und nehmt Eures Vaters und Gottes Segen.

Schmidt. Marie! Vater! und du, Gott im Himmel! Was sag' ich, was thue ich? ich kann mein Glück noch nicht begreifen. Mein Leben möchte ich für Euch lassen.

Marie. Bester, lieber Schmidt! —

Wildau (drückt die Schüchternen einander in die schon geöffneten Arme). Liebt Euch, liebt mich, und Gott segne Euch, meine Kinder!

Marie und Wilhelm.

Warte ein wenig, liebe Marie, sagte der Vater; Sophien wird die Zeit indessen im Garten nicht lang werden. Sie mag die Nüsse zu pflücken anfangen, Du sollst ihr gleich nachgehen. Nur ein Paar Worte. Ich hätte schon gestern Abends mit Dir gesprochen, weil aber Sophie eben gekommen war, so wollte ich Euch Mädchen in Eurem Geplauder nicht stören. Der alte Welken hat mich Deinetwegen angeredet.

Marie wurde blaß und zitterte, und blieb mit aufgehobenem Arme stehen, als ob Feuer gerufen wäre.

Du erschrickst, sprach der redliche Landmann; das ist mir nicht lieb. Ich hätte meine gute Tochter so gern versorgt gewußt.

Und bin ich denn das nicht bei meinem lieben Vater? rief Marie mit einem tiefen Seufzer.

Ach, mein Kind, fiel der Alte ein, wer kann wissen, wie bald es mit dem Menschen kommt. Deine Mutter hast Du kaum gekannt, sie mußte jung davon; sollte ich nicht an das Ende denken? Weine nicht, Liebe; ich meine es gut. Siehe, Deinem Bruder habe ich nun das Gut im Unterdorfe übergeben, und er hat sein Weib; ich

habe mich immer darauf gefreut, dich mit einem braven Manne dies Gütchen verwalten zu sehen. Ich hätte dann meine letzten Jahre in Ruhe bei Euch hingelebt. Der alte Welken ist ein ehrlicher Mann; von seinem Reichthume will ich gar nichts sagen; und sein Sohn, sein Heinrich —

Ach, sein Sohn! stöhnte das Mädchen.

Nun ja, fuhr der Vater fort, Heinrich ist etwas trotzig, vorlaut, und wenn er mit andern jungen Leuten zusammen ist, bisweilen ausgelassen. Wenn er aber an Dir ein fleißiges, sittsames Weib bekäme, wer weiß, ob er nicht gesetzt und gut würde. Man kennt doch keine schlechte Streiche von ihm, wie von Arnolds Wilhelmen.

Jetzt machte sich Mariens Kummer in lautem Schluchzen Luft. Sie verdeckte die Augen mit der Hand, unter welchen die Thränen über ihre Wangen liefen.

Es ist mir sehr schmerzlich, redete der Alte weiter, mich in Wilhelmen so geirrt zu haben. Meine liebste Hoffnung hat er mir zu Wasser gemacht. Ich bin mit Arnolden aufgewachsen, von der Schule aus sind wir einander gut gewesen, wir haben immer als Freunde und dienstfertige Nachbarn mit einander gelebt. Manchmal sprachen wir davon, daß ihr Beide, Du und Wilhelm, ein Paar werden könntet. Der Alte sah mir dann stets fröhlich in's Gesicht, und drückte mir herzlich die Hand. Wenn ich nur reich wäre, wie Du! pflegte er zu sagen. Güter allein machen nicht glücklich, Nachbar, antwortete ich ihm wohl; es wird sich Alles fügen. Und wahrlich, Marie, Arnold hat ein Häufchen Kinder, da wird es kleine Theile geben; aber was hätte das gethan? Wenn Wilhelm nur gut wäre . . .

Er war es, flüsterte Marie. Gab es im ganzen Dorfe einen solchen Jüngling? So arbeitsam, so verträglich, so freundlich. . .

O, daß er es nicht wäre! unterbrach sie der Greis. Daß manche Leute so böse werden können! Seit seiner Zurückkunft muß er ein ganz anderer Mensch seyn. Denke nur an das Bubenstück bei der Hochzeit Deines Bruders.

Ja wohl! ächzte das Mädchen. Es ist recht abscheulich, daß es in der Welt solche Tücke geben kann. Aber wer weiß; — er sieht doch noch immer aus, wie sonst.

Wer weiß — fuhr der Vater etwas hastig heraus, — so hast Du nun schon oft gesagt. Ist es denn nicht ausgemacht genug? Hätte ich nicht darauf klagen können? Ich wollte es Arnolden nur nicht zu Leide thun. Und gesetzt, es gäbe da noch Zweifel, haben wir nicht Beide mit eignen Augen das andere gesehen, den Streich mit der Blume, den Streich mit dem Kürbiß?

Marie schauderte zusammen, wie ein Mensch, welchem plötzlich eine wunde Stelle hart berührt wird. Leider freilich! stammelte sie.

Eine Blume ist etwas Kleines, und ein Kürbiß hat nicht vielen Werth, setzte der Landmann hinzu, und doch könnte sich ein Mensch daran in die Hölle freveln. Ueberlege es also, was ich Welken sagen soll; ich habe mir acht Tage Bedenkzeit ausgebeten. Wenn es seyn könnte. . . Hier im Dorfe ist sonst kein junger Mann für Dich; und von mir ziehen möchte ich Dich nicht gern sehen. Aber überlege es reiflich, Du hast Deinen freien Willen. — Und nun gehe in den Garten zu Sophien.

Das liebe Mädchen strich die Falten aus der Schürze, und hielt die warme Hand vor die Augen, den Thränen und der Röthe zu wehren; denn sie wollte Sophien gern heiter scheinen. Sophie, die Tochter eines Verwandten in einem nicht ganz nahen Orte, hatte Mariens Sinn, und die Liebe ihres unschuldigen Herzens. Jeder Besuch bei einander von Jugend auf war den Mädchen ein Fest gewesen. Jetzt hatten sie sich in zwei Jahren nicht gesehen; es war daher Marien eine unbeschreibliche Freude, daß Sophie unerwartet, und noch dazu mit dem Versprechen kam, volle acht Tage zu bleiben. Marie hatte darüber den Kummer, der seit Monaten an ihr nagte, bis auf die Unterredung mit dem Vater beinahe ganz vergessen, und auch jetzt noch empfand sie, wie es ist, wenn eine geängstete Seele in dem Genusse irgend eines theuern Gutes ausruhen und Ersatz finden kann.

Sie eilte in den Garten, wo die Freundin ihrer wartete. Es war ein schöner Herbstmorgen, der den Geist zu heitern Gedanken erhob, so wie die reine Luft alle Sinne und Glieder stärkte. Ein Nebel hatte sich bis auf einen zarten Duft verloren, der den Glanz der Sonnenstrahlen milderte; aus dem gelben und röthlichen Laube der Bäume tönte das helle Pfeifen der Meisen; auf dem Boden und an den Zweigen schimmerten, wie die feinste Seide, die zarten Herbstfaden, und die Pracht der Aster und anderer Blumen weckte in der Seele mehr die Bilder von Fülle, als von dem Absterben der Natur.

Darum war auch Sophie gar fröhlich. Mit Gesange, und mehr tanzend, als wandelnd, trat sie Marien entgegen. Endlich kommst Du! rief sie; ich habe Wort gehalten, und nicht allein gepflückt; siehst Du, beide Körbchen sind noch

leer. Ein wenig genascht habe ich wohl. Eure Haselnüsse sind so voll, daß die Schalen bersten möchten, und süß, wie Mandeln. Rasch an's Werk; ich mag gar zu gern etwas abernten. Da hast Du Dein Körbchen; und nun laß uns sehen, ob hernach Deins oder meins voller seyn wird.

Die beiden Mädchen pflückten und schüttelten, und Sophie trillerte ein Liedchen nach dem andern dazu. Aber Marie war stumm und gehalten; oft ermüdeten ihre Hände im Sammeln; sie blickte mit Seufzen nach Arnolds nachbarlichem Garten auf der einen, und unruhig nach Welkens Zaune auf der andern Seite; stand dann in Gedanken versenkt, und drehete eine Nuß lange zwischen den Fingern, bis Sophiens Emsigkeit und ihr Ruf: flink, Mädchen, sonst bekomme ich mehr, als Du! sie erinnerte, wozu sie unter dem Gesträuche stand. So war es mehrmals gegangen, als Sophiens helles Auge keine Nuß mehr erspähen konnte. Nun laß uns messen, sagte diese scherzend, wer die meisten hat. Ha! mein Korb ist noch einmal so voll, als Deiner! Weißt Du wohl, als wir das vorige Mal die Nüsse ernteten, da hattest Du mehr, als ich, und lachtest mich aus. Nun lache ich wieder. Aber Du warst auch so säumig, und hast nicht mitgesungen; bei Gesange geht Alles besser. Sage, warum warst Du so laß? Sprich, warum bist Du jetzt so ernst? Du schienst mir sonst lustiger. Du bist doch nicht etwa Braut? Dann soll man, habe ich gehört, sinniger seyn, und Blumen und Mädchenspiele nicht mehr so lieben, wie ehemals; darum will ich auch nie Braut werden.

Unaufhaltsam brach eine Thräne aus Mariens Auge, und ein Ach aus ihrer Brust; und augenblicklich stimmte die Freundin ihre tändelnde Rede in Ernst, und in Bitten und Fragen der Theilnehmung und Liebe um.

Komm', Gute, erwiederte Marie; Du meinst es treu mit mir, Du sollst mein Leiden erfahren. Hier könnte uns Jemand belauschen; aber wir wollen auf das Kämmerchen gehen, wo wir schlafen. Ich hätte Dir schon gestern Abends Alles erzählt, aber Du sprachst von lauter vergnügten Festen, da wollte ich Dich nicht traurig machen.

Die Mädchen gingen; Hand in Hand drängten sie sich dicht an einander, und Marie begann mit leiser Stimme: Du kennst Arnolds Sohn, und nanntest ihn bei Deinem letzten Besuche mehrmals meinen Bräutigam.

Sophie. Den schönen, schlanken, gefälligen Wilhelm? Nun? rede!

Marie. Du weißt, wir sind mit einander aufgewachsen, er ist nur zwei Jahr älter, als ich. Als Kind war er so gut. Schon als Knabe habe ich ihn viel lieber gehabt, als Welkens ungestümen, muthwilligen, oft boshaften Heinrich. Als wir größer wurden, brachte er mir Alles, was mir Freude machen konnte. Wenn Jeder meinte, daß noch keine Veilchen da wären, hatte er mir schon einen Strauß zusammen gesucht; die ersten Rosen, Kirschen und Aepfel gab er mir. Er konnte es wohl sehen, daß ich in der ganzen Welt ihn und meinen Vater am liebsten hatte. Und mein Vater schien darüber recht vergnügt zu seyn. Aber nun ist, o Wehe! Alles anders. O daß der Jüngling nie von hier weggekommen wäre! Vielleicht wäre er noch unverdorben. Der alte Arnold hat mehr Kinder, und brauchte Wilhelmen zur Arbeit so nöthig nicht, er schickte ihn also vor zwei Jahren zu einem Bruder, der wohl zwanzig Meilen von hier ein großes Gut gepachtet hat, diesem zu helfen, und selbst zuzulernen. Ein Paar Tage vor dem letzten Pfingstfeste kam er von da zurück, noch schöner, und in sei-

nem Thun von außen gerade wie vormals. Aber im Innern ist es nicht mehr so mit ihm. Ich habe ihn bisher immer vertheidigt; ich sage noch jetzt manchmal bei mir selbst, es ist nicht möglich. Wenn ich indessen wieder bedenke, wie hart er mich behandelt hat, so muß ich's doch wohl glauben, was mir Viele, die mich lieben, sagten, daß sein geschmeidiges Wesen nur Tücke und Heuchelei ist. Ich erschrecke recht davor. Er mag mich vergessen. Wenn ich mir vorstelle, daß er mein Mann wär', und ein böses Herz hätte, so wird mir immer so schauerlich, wie es mir als Kind war, wenn von der Hölle erzählt wurde.

Sophie. Er hat Dich hart behandelt, und Du hast ihn nicht beleidigt? Das begreife ich nicht. Er ist Dir böse, und ohne alle Ursache?

Marie. Ursache mag er wohl zu haben meinen. Höre nur! Seit einem Jahre ist mir Welken's Heinrich zu meinem Aerger viel nachgegangen, und seine Eltern haben uns öfter besucht, als sonst, so daß die Absicht sich leicht errathen läßt. Nun hatte sich um Pfingsten im ganzen Dorfe das falsche Gerücht verbreitet, daß ich Heinrichen nächste Weihnachten heirathen würde. Das mochte den jungen Arnold nach seiner Zurückkunft aufgebracht haben, wenigstens schien er vom Anfange an so schüchtern. Warum achtete er nicht auf mein Benehmen? Ich that ja doch, denke ich, als er uns gleich in den ersten Tagen besuchte, wie sonst gegen ihn. Etwas blöde war ich freilich; aber kann das anders seyn, wenn man einen jungen Mann in zwei Jahren nicht gesehen hat, und noch nicht weiß, ob er wie ehedem gesinnt ist? Daß es mit Heinrichen nichts sey, ließ ich ihn doch bei'm Pfingsttanze deutlich genug merken. Heinrich sagte mir, so daß es Wilhelm hören konnte, einen unanständigen

Scherz, der ein sittsames Mädchen ärgern muß; ich wurde roth, und wandte mich von ihm. Gleich darauf ging ich mit einigen Freundinnen zu einem kleinen Spaziergange von dem Platze. Ich warf meinen Sonnenhut dahin, wo ich gesessen hatte. Als wir zurück kamen, lag in demselben ein schöner Strauß von Aurikeln, goldnem Lack und Spike. Er ist von Heinrichen, flüsterte eine Frau mir zu. Ich nahm den Strauß, sah Wilhelmen und Heinrichen an, und warf die Blumen mit einem verächtlichen Blicke weg, den Heinrich durch seine schamlose Rede verdient hatte. Sprich, konnte ich Arnolden verständlicher sagen, wie ich mit Welken stand? Aber Arnold blieb schüchtern, und besuchte uns nicht wieder. Daß er aber so tückisch seyn könnte, hätte ich nicht gedacht. Stelle Dir vor. Einen Monat nachher hatte mein Bruder mit Richters Hannen Hochzeit. Hanne war immer lustig und flink zum Tanze, aber doch stets unschuldig gewesen. Nun denke! in der Nacht vor der Hochzeit war von ihrem Hause bis zur Kirche Häckerling gestreut. Die Schmach pflegen böse Leute doch sonst nur frechen Dirnen anzuthun. Und wer hatte das gethan? — Ach! Wilhelm, heißt es.

Sophie. Entsetzlich!

Marie. Ja, entsetzlich; und doch — überlege nur: Richters Haus ist nahe an der Kirche; auf dem Wege dahin lag der Spreu ziemlich viel; aber auch von der Kirche bis zu Arnolds Hause fand sich hier und da etwas, und vor seiner Thür wohl eine Hand voll. Auch hatte ihn ein Mann gegen Mitternacht von der Kirche herschleichen gesehen. Wir waren Alle fast außer uns. Das soll Rache seyn, sagte mein Bruder, weil er fürchtet, Du heirathest Welken. Der Richter und mein Vater wollten klagen; aber um des red-

lichen alten Arnolds willen, der gewiß nicht darum wußte, unterließen sie's. Kurz darauf ging Wilhelm in ein benachbartes Dorf zu seiner Mutter Bruder, der krank war, ihm bei der Heuernte zu helfen; und sein böser Streich wurde vergessen. Nach vierzehn Tagen kam er zurück, mir einen eben so schlimmen zu spielen.

Sophie. Es läuft mir kalt über den Leib; — sollte wohl . . .

Marie. O wehe mir! Was nun kommt, habe ich mit eigenen Augen gesehen. Dort auf dem Beete war eine Pflanze hervorgewachsen, die hier Niemand kannte. Wir waren neugierig, was daraus werden würde. Sie ward mehr als zwei Ellen hoch, und an dem Stengel zeigte sich eine Blumenglocke über der andern, bis an die Spitze. Wohl drei Mal des Tages sahe ich nach, ob die Blume nun aufgeblühet sey. Endlich öffnete sich die unterste Glocke. Ich erblickte ein schönes Roth, und war vor Freuden außer mir. Auch Andere ergötzten sich an der Pracht. Eines Abends, als die meisten Glocken schon in voller Schönheit waren, bewunderte noch mein Vater und der alte Richter mit mir das Gewächs. Morgen will ich sie mir vor die Brust stecken, sagte ich; wenn ich dann in die Kirche gehe, sollen sich die Mädchen wundern und fragen, woher ich die seltne Blume habe. Vor dem Niederlegen schauete ich hernach hier hinter dem Kammerfenster nach dem Garten hinab. Der Mond schien so hell, daß man Alles deutlich erkennen konnte. Siehe, da war Wilhelm auf seiner Mauer, und schnell in unsern Garten nach der Blume hin, und dann schnell wieder hinüber. Am Morgen eilte ich hinab: ach! die Pflanze war mit der Wurzel ausgerissen und fortgetragen. Du starrst mich an, als begriffest du die Tücke nicht,

die einem Andern ein unschuldiges Vergnügen verderbt; o, es war noch nicht die letzte. Gerade vor vierzehn Tagen, am ersten des Septembers, an meinem Geburtstage, den er recht wohl wußte, an welchem er mir sonst immer liebe Gaben spendete, fügte er mir noch eine Kränkung zu. An Arnolds Mauer hatte ich eine Kürbisstaude, die nur zwei Früchte trug. Die eine, von erstaunlicher Größe, lag oben auf der Mauer, die andere kleinere unten zwischen dem Laube. Sieh' doch, sagte der Vater, der im Garten neben mir ging, was steht denn an dem Kürbis? und zeigte auf den kleinen. Leicht erkannte ich meinen und Heinrich Welkens Namen. Der Zaun ist niedrig, und er hatte da leicht herschlüpfen können. Ich wollte, sagte ich, daß der Narr den Kürbis lieber abgeschnitten, als durch seinen Namen verschimpft hätte; und freute mich desto mehr des andern unverletzten. Ich ging in das Haus, und der Vater auf einen Boden. Er schauet da von ungefähr durch ein Dachloch, und erblickt, o rathe, was? Wilhelm steigt empor, spähet lauernd umher, schneidet den Kürbis ab, und trägt ihn hastig fort. An meinem Geburtstage! — Habe ich nicht Recht? Wilhelm ist nicht mehr der Vorige, und meine Liebe ist betrogen!

Marie weinte bitterlich, und Sophie weinte mit ihr, und versuchte, sie zu trösten. Noch bei Tische waren die Mädchen, wie der Alte, ernst, und sprachen wenig. Nachher ging der Vater in das Feld, und Sophie, um einige Bekannte zu besuchen, in das Dorf. Marie aber saß einsam in traurigem Nachsinnen da, die eine Hand sank mit dem Strickstrumpfe an ihrer Seite nieder, und die andere stützte ihr holdes schweres Haupt. So in tiefen Gedanken, Jungfer Mariechen? rief unerwartet eine wohlbekannte dürftige Alte, die in diesem Hause manche Wohlthat genoß; setzte

den Korb, den sie auf dem Rücken hatte, nieder, und plauderte lange von Diesem und Jenem. Ich muß wohl wieder gehen, sagte sie endlich, indem sie ein Tuch, das oben in dem Korbe lag, abnahm. Da war ich heute früh, fuhr sie fort, hier bei Arnolds. Auf dem Schranke stand ein schöner blanker Kürbis. Das ist ja ein seltsam großes Stück, sprach ich. Ja, sagte Wilhelm Arnold, der allein in der Stube geblieben war, Ihr eßt ja gern Kürbis, wollt Ihr ihn haben? und dabei sah er so verstört aus, ich weiß nicht, wie. Den esse ich wohl, war meine Antwort. Schnell sprang der junge Mensch empor, und reichte mir ihn mit den Worten: Geschwind, nehmt ihn hin, damit er mir nur aus den Augen kommt! Es wäre doch Schade, ihn zu zerschneiden, dachte ich; ich will ihn Mariechen bringen. So auf dem Schranke läßt ein Kürbis gar hübsch; ich habe keinen Schrank, ich habe nur eine Lade.

Mit diesem Geplauder setzte sie den Kürbis auf den Tisch, wünschte einen guten Abend, und ging. Im ersten Augenblicke hatte Marie den Kürbis für den ihrigen erkannt, und sie zitterte eine Weile, ehe sie an der Seite, die auf der Mauer gelegen hatte, Wilhelm Arnolds und ihren Namen neben den Worten: Am 12. August, von einem zierlichen Kränzchen eingeschlossen, erblickte. Sie erstaunte, und versank in Fragen und Zweifeln. Am 12. August? dachte sie, das ist ja sein Geburtstag; habe ich ihm da nicht vor drei Jahren ein himmelblaues Band mit goldnen Blumen um den Hut geschenkt? Am 12. August, nachdem er mich zwei Mal vorsätzlich betrübt hat, schnitzt er seinen und meinen Namen in den Kürbis; da wär' er mir ja wohl an dem Tage noch gut gewesen? — Wenn er mich liebte! — Und am 1. September schneidet er den Kürbis ab. Was heißt das? Wer erklärt mir das Räthsel?

Da stand die holde Betroffene mit dem Zeigefinger an der Stirn, und konnte sich aus dem Gewirre ihrer Vermuthungen, Besorgnisse und Wünsche nicht finden. Sie stand, sie setzte sich, ging auf und ab, und sann. Dann legte sie den Kürbis in das offen stehende Fenster, trat mit ineinander geschlagenen Armen ein Paar Schritt zurück, und sann. Dann eilte sie wieder vorwärts, die eingegrabene Schrift, die nach außen gekehrt war, nach sich herum zu wenden, und wälzte den Kürbis. Und der Kürbis fiel aus dem Fenster, rollte auf der Straße dahin, und lag plötzlich — vor Wilhelms Füßen. Der Jüngling, der gerade vorüber gehen wollte, fuhr zusammen; erstaunt und erschrocken, hier den Kürbis wieder zu finden, hob er ihn auf, blickte angstvoll und liebevoll nach dem Fenster, sah die verlegen dastehende Geliebte, und sein bescheidener Gruß, die Wehmuth in seinen Augen, das Flehende auf seinem Gesichte und in seiner ganzen Stellung, und ein paar verworrene Worte sagten ihr ein Etwas, das, deutlich ausgedrückt, ungefähr so lauten würde: Zürne nicht, daß ich die Braut noch liebe! Wäre mir eingefallen, daß es Dich beleidigen würde, ich hätte meinen Namen nicht neben den Deinen geschrieben. Aber vergib mir, und fürchte nichts; ich will Dir, wenn Du Frau bist, nie wieder zu verstehn geben, daß ich Dich nicht vergessen kann, und wenn Du glücklich bist, mich freuen. Ihr Blick voll Huld und Mitleid überzeugte ihn, daß sie ihn verstand. Darf ich den Kürbis hineinbringen? fragte er. Ihr sanft sich senkendes Haupt und ihr freundliches Schweigen erwiederten: Du darfst! — Und nach einem Augenblicke setzte der Jüngling den Kürbis vor ihr auf den Tisch, und wiederholte aus überströmendem Herzen und mit nassen Wangen seine Bitte um Verzeihung. Ich bin recht elend, sagte er, seitdem ich denke, Du zürnst auf mich, liebe

Marie. Liebe Marie, sprichst Du? antwortete das Mädchen; wenn ich Dir das wäre, hättest Du wohl so mißtrauisch und — o Gott! so tückisch gegen mich seyn können?

Wilhelm. Tückisch? O, liebe, gute Marie, hast Du mich nicht schon gekannt, da wir als Kinder mit einander Gänseblümchen auf dem Anger pflückten, und Ketten aus Kuhblumen flochten? Hat uns nicht der Pfarrer zusammen in der Kirche vorgestellt? Wann hast Du da je Tücke an mir gesehen? Aber so wolltest Du auch nicht sagen; Du meintest nur meine Blödigkeit. Und mißtrauisch nennst Du mich? Ist man wohl mißtrauisch, wenn man schüchtern und beklommen nicht den Muth hat, zu reden, weil man von allen Leuten hört, daß ein Anderer vorgezogen, weil man selbst sieht, daß man verschmäht wird? Hast Du mir nicht selbst gesagt, daß Du meinen guten Willen verachtest?

Marie. Ich? Wilhelm, ich?

Wilhelm. Denke nur zurück. Sahest Du nicht beim Pfingsttanze auf Heinrichen und auf mich, und warfst dann meinen Strauß so höhnisch zur Erde?

Marie. Deinen Strauß? Vergib mir! Deinen Strauß? Die Schmidten lispelte mir in's Ohr, er sey von Heinrichen.

Wilhelm. Ich hatte ihn in Deinen Hut gelegt. So wär' ich Dir ja doch wohl nicht zu schlecht? So hättest Du mich ja wohl noch ein wenig lieb?

Marie. Ueber Alles, Bester, ewig! — Aber nein, nein, erst muß Alles heraus. Wilhelm, — bei der Hochzeit meines Bruders — wer hatte den Häckerling gestreut?

Wilhelm. Wenn ich den Buben wüßte! — Erst vor Kurzem habe ich gehört, und mir war, als sollte ich ver-

sinken, daß Mancher mich im Verdacht hatte. Und auch meine Marie hätte das mir zugetraut? — Sieh', ich kam von meiner Mutter Bruder, der am Fieber nieder lag, spät aus Nauendorf. Es mochte elf Uhr seyn, der Mond war untergegangen, und es war ziemlich dunkel. Indessen bemerkte ich den Unfug. Ein schmaler Streifen Häckerling lag von des Richters Hause bis zur Kirche. Was sollst du Lärmen machen, und die Leute kränken? dachte ich; du willst es selbst wegschaffen. Ich raffte das Zeug zusammen, steckte es in die Tasche, und warf es zu Hause weg. Leider war doch genug liegen geblieben. Als ich am folgenden Morgen in die Kirche ging, sah ich mit Schrecken an unserer Thür und auf dem ganzen Wege einzelne Hälmchen. Ich untersuchte meine Tasche, und ein Riß in derselben zeigte mir, woher die Hälmchen kamen. Bist Du nun ruhig, und mir gut?

Marie. Redlicher Wilhelm! Aber warum hast Du meine schöne Blume ausgerissen?

Wilhelm. Das mußte ich, und wenn sie noch viel schöner gewesen wäre. Der Himmel weiß, wie das Gewächs in Euern Garten kam. Hier kennt man es gar nicht. Aber in der waldigen Gegend, wo meines Vaters Bruder wohnt, ist es sehr gemein. Die Pflanze ist giftig, und heißt purpurrother Fingerhut. Man hatte mir dort erzählt, daß ein Mädchen von einem Strauße solcher Blumen sehr krank geworden war. Ich hörte hinter unserer Gartenmauer Deinen Vorsatz, am folgenden Morgen Deine Brust damit zu schmücken. Sogleich wollte ich zu Euch; ich getraute mich nicht, und als der alte Richter von Euch ging, war es schon zu spät. Meine Angst war unbeschreiblich. Morgen, dachte

ich, athmet Marie aus dem, was ihr so lieblich scheint, Krankheit oder den Tod ein; und sprang in Euern Garten, und riß die Pflanze aus.

Marie (mit Thränen in den Augen). Wie soll ich Dir danken, Du Treuer? Lebenslang will ich Dir treu seyn; und wenn Du je betrübt oder krank bist, so will ich Dich trösten und verpflegen, wie ich kann. Nach dem Kürbis mag ich nun nicht einmal fragen.

Wilhelm. O, das war mir eine harte Kränkung! — Und doch glaube mir, nicht sowohl aus Zorn, als vor Angst und Gram darüber, daß ich Dir so ganz verworfen geworden war, nahm ich ihn ab, weil ich die Worte, die ich Dich Deinem Vater sagen hörte, nicht verschmerzen konnte: Ich wollte, daß der Narr den Kürbis lieber abgeschnitten, als durch seinen Namen verschimpft hätte!

Marie. Ach, vergib mir meinen schuldlosen Fehler! Du warst nicht gemeint. Ich wußte ja nicht einmal, wie Du diesen Kürbis geziert hattest. Ich sprach von einem andern, auf welchem Heinrichs Name stand. Und nun hege keinen Groll gegen mich, daß ich so argwöhnisch seyn konnte. Warum sagen sich's doch rechtliche Menschen nicht gleich, wenn sie an einander irre werden? Warum tragen sie ihr Mißtrauen verschlossen mit sich herum? Nun kenne ich meinen Wilhelm erst ganz; nun bist Du mir noch theurer, als sonst; und so theuer bleibst Du mir bis in den Tod. Wie wird sich der Vater freuen, wenn er kommt, und Alles erfährt, und von Herzen sprechen kann: Gottlob, Du bist unschuldig, Wilhelm!

Gottlob, Du bist unschuldig, Wilhelm! rief der hereintretende Vater. Ich vernahm im Hause Deine Stimme,

und blieb verwundert vor der Thür stehen, und weiß nun Alles. Gottlob, Du bist unschuldig, o mein Sohn! Mit diesen Worten umfaßte er die Liebenden, und vermochte vor Rührung kaum noch zu sagen: Meine Kinder, seyd glücklich!

Indem kam auch Sophie zurück. Mit emporgestreckten Händen jauchzte ihr Marie in den Armen des Vaters und des Bräutigams entgegen: Eile, Sophie, eile herbei, und höre, wie glücklich wir sind!

Die Kutsche.

Der Küster stimmte eben auf dem Kirchthurme, daß es drei geschlagen habe, die letzte Dämmerung weilte noch ein wenig über der bethauten Gegend, und die Stille der Ruhe und des Schlafes in den Häusern und auf den Höfen. Hin und wieder nur unterbrach das Schweigen ein Hahn, der im Hühnerhause krähte, eine Eule, die schwirrend das Dunkel suchte, oder ein Knecht, der die Pferde fütterte, eine Magd, die gähnend und im Gewande des Nachtlagers nach dem Kuhstalle schlich, und hier und da ein frühwacher Landmann, der halb bekleidet das Fenster öffnete und nach der Wetterfahne schaute. Der Morgenstern funkelte noch, und nur die Spitze der Scheuer auf dem Pfarrhofe begann sich schier unmerklich zu erhellen von dem nahenden Morgenroth, als der gute Pfarrer Eichner in Kilmerode frisch und fröhlich von der Stube aus seinen Christoph die zwei Pferde aus dem Stalle führen, ein wenig putzen, sich munter auf das eine schwingen, und mit dem andern an der Hand rasch aus dem Thore nach der Stadt hin reiten sah. Er wiederholte ihm kürzlich manche Weisung, die er ihm gestern Abends schon

weitläufiger gegeben hatte, und rief dann noch aus der Ferne, so daß er kaum es hörte, nach: Wie gesagt, hübsch verständig und behutsam; Ihr seyd das nicht gewohnt, es ist aber eine andre Sache, als mit Eurem groben Wagen; die Kutsche ist fein und zierlich gebauet, daß Ihr mir sie ja unbeschädigt auf den Hof bringt.

Vergnügt wandte er sich dann in das Zimmer zurück, wo sein eben aus der Kammer tretendes treues Weib und seine fromme schöne Tochter Auguste ihm freundlich einen guten Morgen wünschten. Daß den Pfarrer eine hübsche Tochter beglückte, das ist mir recht lieb, weil ich zu erzählen habe; denn ohne ein hübsches Mädchen besteht nicht leicht eine Erzählung. Auguste war sehr hübsch und sehr gut. Mit aller Heiterkeit, die ein sich röthender Himmel, und ein Himmel voll Frieden und Unschuld im Innern geben kann, hüpfte sie auf ihren Vater zu. Ihr kastanienbraunes Haar umspielte in lieblichen Ringeln ihr reinliches Morgengewand, ihre großen dunkelblauen Augen blickten mild und seelenvoll umher, und die eine Wange hatte sie sich, wie ein zartes Kind, so glühend roth geschlafen, daß der Pfarrer seine herzliche Freude darüber hatte.

Schon so früh auf, lieber Vater? sagte sie. Das macht gewiß die Kutsche.

Der Pfarrer. Nun freilich, ich mußte doch dem Knechte noch Alles sagen, wo und wie er sie holen soll. Die Leute nehmen sich oft nicht in Acht. Er hätte wohl gemeint, er habe seinen alten Wagen hinter sich; mit einer Kutsche, die ehemals ein Geheimrath gehabt hat, muß man doch säuberlicher umgehn.

Dabei lächelte er gar zufrieden, und die Mutter und Auguste lächelten auch.

Die Frau. Nun, lieber Mann, weil Dir die Kutsche so viel Vergnügen macht, so freue ich mich selbst im Voraus darauf.

Der Pfarrer. Und das mit Recht. Ihr wißt, Kinder, daß ich nie viele und große Wünsche genährt habe. Aber eine Kutsche hätte ich doch längst gern gehabt, wenn das Geld dazu übrig gewesen wäre. Ich bin von Kindheit an so gern gefahren. Nie werde ich's vergessen, welche Lust mir, da ich ein Knabe war, eine Reise in einem bequemen Wagen machte. Mein seliger Vater — seine Einkünfte waren aber auch freilich besser, als die unsrigen, — hatte, wie ich Euch oft schon erzählte, eine schöne große Kutsche. Wenn darin nach der Stadt, oder zu einem Bekannten in einem andern Dorfe gereist werden sollte, so freuten wir Kinder uns immer Tage lang vorher darauf. Und es ist mir jetzt noch nicht viel anders. Wenn ich in eine Kutsche komme, da werde ich so heiter, so fröhlich, da wird mir so enge und wohl, und wie die Felder und Bäume vorbeifliegen, fliegen alle Sorgen an mir vorüber. Und die Bewegung ist so gesund.

Auguste. O, sie möge Ihnen recht gesund seyn, guter Vater!

Der Pfarrer. Ich danke Dir, mein Gustchen. Und dann — Pferde müssen wir doch halten, da kommt einem, wenn im Felde nichts zu thun ist, eine Kutsche zu einer Fahrt in die Stadt, es ist ja wenigstens zwei volle Stunden bis dahin, oder zu einem guten Freunde in der Nähe, herr=

lich zu Statten. Ich kann nun einmal ohne Freunde und freundschaftliches Geplauder nicht leben. Und das Gehen wird mir nachgerade sauer.

Auguste. Und nach der Ernte! — o das soll eine Lust seyn, wenn wir zu der Mutter liebem Bruder nach Rensdorf reisen. Haben wir uns bisher nicht so wunderlich behelfen müssen!

Die Frau. Ja wohl, mit des Richters alter gebrechlicher Kalesche. Vor allen das letzte Mal. So lang sind mir die sechs Meilen nie geworden, als da. An die Fahrt will ich denken.

Der Pfarrer. Freilich, da war es etwas enge in der Kalesche. Die Frau Richterin soll wohl so dick seyn, wie ich und Du zusammen; die nahm gar vielen Platz ein. Ich war schlimm dran: So die ganze Zeit auf den Wagenleitern zu hangen, und die Füße hinauswärts zu halten, das ist fürwahr kein bequemer Sitz. Du hattest Fiekchen, und Gustchen hatte die kleine Hanne auf dem Schooße, und die armen Jungen mußten beinahe den ganzen Weg beiher laufen.

Auguste. Ja, und das Aergste war noch, daß die Frau Richterin den Einfall gehabt hatte, ihrer Schwester in Rensdorf Gänse mitzunehmen. Haben uns die Thiere nicht die Ohren so voll geschrieen, — und dann war es ja wirklich gefährlich.

Der Pfarrer. Allerdings, Gustchen. Du meinst, wie die eine Gans wild ward, und in die Höhe flatterte, und mir den Hut vom Kopfe schlug, daß ich beinahe selbst vor Schreck hinuntergestürzt wäre, und wie die Pferde scheu

wurden. Sieh', das Alles haben wir nun nicht mehr zu fürchten. Künftig sind wir ganz unsre eignen Herren, dann fahren wir, wenn wir Zeit und Lust haben, und gemächlich und unbekümmert.

So sprachen sie Manches über verschiedene andre vergangene Fahrten, bei welchen sich, wie gewöhnlich, das Aermliche und das Abenteuerliche mischte, und über die künftigen bessern. Oftmals ging der Pfarrer nach dem Fenster, ob sein Knecht noch nicht zurückkomme, bis die jüngern Kinder in die Schule wanderten. Ich will nur hinaus, und der Kutsche entgegen gehn, sagte er da, ging an den Schrank, und setzte die längst abgezählten dreißig Thaler in einem Körbchen in Bereitschaft zur Bezahlung der Kutsche, die nach dem Urtheile der Kenner vielleicht zwanzig Thaler werth war.

Noch ein Paarmal sah er im Gehen zurück, als überlegte er, ob das Geld auch wohl ganz sicher stehe. Das war dem guten Manne nicht zu verdenken; er hatte seit zwanzig Jahren, so lange war er nun Gatte, gar selten dreißig Thaler beisammen und zu willkührlichem Gebrauche besessen. Er war vierzehn Jahre Conrector in der Stadt gewesen, und hatte, wie fast jeder deutsche Conrector, sehr viel Arbeit, und sehr wenig Gehalt gehabt. Wollte er die nöthigen Bücher anschaffen, wollte er mit seiner Frau sich anständig kleiden, und seine Kinder nicht in anstößiger Armseligkeit einhergehen lassen, wozu ein Conrector zu viel Ehrgefühl hat, so mußte er oft kümmerlich leben und gar kärglich sich einschränken. Seit sechs Jahren war er nun in dem Dorfe. Um hier zu bestehen, hatte er den Ackerbau übernehmen müssen. Nur bei hohen Getreidepreisen waren seine Einkünfte etwas reichlicher; aber der Mann war zu menschen=

freundlich, um deswegen Theurung zu wünschen. Die Anschaffung zweier Pferde und des Geschirres und der Kühe, und das ganze Bemühen, seine Wirthschaft etwas zu heben, war ihm so sauer geworden, daß er jetzt zum Erstenmale dreißig Thaler übrig hatte. Die verwandte er denn zur Befriedigung seines unschuldigen Wunsches, bisweilen in einer Kutsche zu fahren.

Mit der Schnelligkeit der Schritte, zu welcher die Aussicht auf den Genuß eines auch noch so kleinen Gutes immer belebt, eilte er dahin, und traf etwa eine Viertelstunde vor dem Dorfe den ersehnten Wagen, und in demselben den hochmüthigen, bequemlichen Wagnermeister, der manchmal lieber in einer Kutsche saß, als eine Kutsche machte. Dieser kam, um das Geld selbst in Empfang zu nehmen, und hatte seinen Gesellen mehr zu seiner Unterhaltung, als weil in einem benachbarten Dorfe noch etwas für denselben zu thun war, mitgenommen. Freudig stieg der Pfarrer zu den Männern in die Kutsche, ließ sich gutmüthig noch einmal alle Tugenden derselben vorrühmen, und fuhr dann mit einer fast stolzen Geberde in den Pfarrhof hinein.

Bei der Mutter und bei Gustchen stimmte sich nun freilich die erregte Erwartung, die indeß nicht zu hoch gespannt gewesen war, weil der ehrliche Hausvater schon mehrmals nicht vortheilhaft gekauft hatte, durch den eignen Anblick beträchtlich herab. Wirklich deuteten nur noch wenige verwaschene Zierlichkeiten die ehemalige äußere Schöne der Kutsche an, und bei ihrer ganzen Gestalt erinnerte sich der Betrachtende augenblicklich der Art und Kunst längst vergangener Zeiten.

Aber Mutter und Tochter waren zu liebevoll, es merken zu lassen, daß ihre Hoffnung unbefriedigt blieb, da zumal die Freude des Predigers durch den Besitz nicht, wie es sonst wohl geht, abgekühlt, sondern noch mehr erwärmt war. Es sitzt sich ganz vortrefflich darin, sagte er leise, und die Gattin hörte geduldig alle seine Lobsprüche, und Gustchen bewirthete, indeß der Vater sein Geld aufzählte, die beiden Männer so gütig und gesprächig, als hätte der Wagen ihren größten Beifall gehabt.

Der Wagner strich sein Geld ein, und ging mit seinem Begleiter, und Gustchen konnte nicht begreifen, warum die beiden Fremden sie so unablässig angesehn hatten. Wahrhaftig, sagte der Meister, als er noch kaum aus dem Hofe war, das ist eine schmucke Jungfer. Wer hätte gedacht, daß der Pfarrer solche Tochter hat! Der gute Mann handelte so genau um die Kutsche; hätte ich das Mädchen eher gesehn, ich hätte ihm den alten Kasten ein Paar Thaler wohlfeiler gelassen. Ist die Jungfer nicht so gerade und schlank, wie eine junge Pappel, hat sie nicht so himmelblaue Augen, daß einem ist, als sagten die Augen immer, seht uns doch an; sind ihre langen Locken nicht so allerliebst, daß einem recht sonderbar um das Herz wird; — und dabei ist sie so freundlich, zehnmal freundlicher als meine selige Frau war. Das Mädchen sollte mich beinahe im Sinne finden, daß ich es heirathete.

Ihr Vater ist aber ein Prediger, sagte der Geselle, vermuthlich um einige Zweifel gegen das Gelingen seiner Bewerbung zu erregen.

Nun, lautete die Antwort, was schadet das? Ein Landprediger ist ja ein ganz ehrlicher Mann. Der Meister in

Berlin, bei welchem ich gelernt habe, hätte wahrhaftig mit manchem Herrn nicht getauscht, für den er arbeitete, und er hatte eine Landpredigerstochter zur Frau. Aber Gustchen, so hieß sie ja wohl, ist bei weitem hübscher, als die war. Gustchen wär' es wahrhaftig werth, daß ich sie heirathete, aber — aber sie hat kein Geld.

Nachsinnend ging er dann weiter, und wiederholte noch einige Mal auf dem Wege: Gustchen wär' es werth, daß ich sie heirathete, aber, — aber sie hat kein Geld.

Indeß hatte sich das ganze Haus des Predigers um die Kutsche versammelt. Die beiden Knaben saßen auf dem Kutschersitze, die beiden jüngern Mädchen wiegten sich in ihrem Innern, und der Pfarrer, die Frau und Auguste waren beschäftigt, ihr Ganzes und ihre einzelnen Vorzüge zu mustern und zu beurtheilen.

Der Pfarrer. Da seht nur, wie bequem und geräumig sie ist, und wie hoch! ein Riese könnte aufrecht darin stehn. Und ei! da finde ich etwas, was mir noch nicht aufgefallen ist. Hier in der Tasche des Schlages ist noch einmal eine kleine Tasche mit Leder gefüttert, vermuthlich, um Butterbrod hinein zu stecken. Das ist nicht übel. Und der schöne gelbe Plüsch, womit sie ausgeschlagen ist, sieht noch wie neu aus.

Die Frau. Eigentlich, Männchen, ist der Plüsch nicht gelb. Siehst Du wohl, hier in den Ecken kann man es noch sehn, er ist anfänglich grün gewesen, und ist nur so verschossen.

Der Pfarrer. Ei denk' doch! denk' doch! wäre das möglich?

Die Frau. Ja, sieh' nur hier in die Falten, es ist augenscheinlich.

Der Pfarrer. Hm! hm! das habe ich nicht gemeint. Nun, es ist wahr, ob etwas in der Welt gelb seyn soll, oder ob es nur gelb ward, das bemerkt ihr Weiber eher, als wir Männer. Aber was kümmert mich das, Mütterchen? So genau muß man es nicht nehmen. Werden nicht manche grüne Birnen gelb, wenn sie reifen? Mag der Plüsch grün gewesen seyn, genug, jetzt ist er gelb, und ich denke, recht schön gelb.

Die Frau. Je nun ja, er ist auch für uns gut genug.

Der Pfarrer. Und seht nur das ganze Gebäude an. —

Auguste. Wenn die Kutsche Ihnen gefällt, bester Vater, so ist es recht schön, — sonst möchte das ganze Gebäude freilich wohl nicht völlig nach der Mode seyn.

Der Pfarrer. Nicht nach der Mode? Warum sollte es nicht nach der Mode seyn? Der selige Geheimrath Moller ist so lange darin gefahren, und der war zu seiner Zeit ein stattlicher Mann.

Die Frau. Zu seiner Zeit! Seitdem aber hat die Kutsche wieder viele Besitzer gehabt. Und wie lange ist's denn schon her, daß der selige Herr todt ist?

Der Pfarrer. Warte einmal, das kann ich Dir genau sagen. Sieh', das sind gerade vierzig Jahre; ich war eben als Schüler in der Stadt, als er starb. Ich kann mir den alten ehrwürdigen Mann noch so lebhaft vorstellen, wie prächtig er immer einherging mit seinem erbsenfarbenen

Kleide, und mit der langen, grünen, seidenen Weste mit breitem Golde. Jeder Mensch hatte Ehrfurcht für ihn, und die verdiente er auch; o, er war ein achtungswerther alter Vater, ein rechter Bürgerfreund, ein grundgelehrter und rechtschaffener Mann.

Die Frau. Ja, liebes Väterchen, und wenn er jetzt wiederkäme mit seinem äußern Wesen, wie es damals war, so würde man über dieses lächeln; nur seine innere Ehrwürdigkeit wäre geachtet, wie vor vierzig Jahren. Was ist's denn mit Allem, was da schmückt und prangt? — Wie gesagt, die Kutsche ist gut genug für uns.

Der Pfarrer. Nun, so ist's recht, Du bist auch ein wackres Weib. Wenn Einem nur immer das gut genug ist, was man hat, so ist keine Noth. Ueberhaupt sieht ja den Prunk der prächtigsten Staatskarosse Der am wenigsten, der darin sitzt, und Viele seufzen in dem glänzendsten Wagen mit trüben Gesichtern, und haben von ihrem Schimmer keinen Gewinn und fahren nur ihre Sorgen und ihren Harm spazieren. Eine schlechte Kutsche und ein zufriednes Herz — was will man weiter?

Die guten Leute gingen nun in das Haus zurück. Der Pfarrer aber bedachte und pries mehrmals seinen wohlfeilen Kauf und sein gutes Glück, daß die Kutsche geborgen sey, weil ein schweres Gewitter mit dickem Gewölke heranzog. Wirklich war es kaum Mittag, als das Gewitter gewaltig tobte, und ein Platzregen, wie von einem Wolkenbruche, sich ergoß. Blitze und Donner waren bald vorüber, aber der Regen hielt an, der ganze Himmel war dunkel, und der Landmann freute sich, daß den Feldern eine so reichliche Tränkung zu Theil werde.

Noch gegen zwei Uhr floß das Wasser mit Blasen beschäumt auf der Straße, als der Gastwirth mit den Worten hereintrat: Nehmen Sie mir's nicht übel, daß ich mit einer Bitte komme. Vor ein Paar Stunden sind zwei vornehme Herren in herrschaftlichen Diensten mit einem Bedienten zu Pferde bei mir abgetreten, sie mögen das Wetter wohl auch nicht vermuthet haben, wie wir Alle, wenigstens ist der eine jüngere Herr nur ganz leicht angezogen. Der ältere hat einen Mantel bei sich, der andere aber gar nichts, da wollte ich Sie wohl um Ihren Oberrock bis morgen für ihn gebeten haben. Die Herren müssen Beide noch in die Stadt.

Der Pfarrer. Von Herzen gern, lieber Freund, hole das Verlangte, Gustchen.

Auguste. Gleich, bester Vater, — und dabei flüsterte sie ihm etwas in die Ohren.

Halbleise antwortete der Vater: Du hast Recht, gutes Kind, man soll dienstfertig seyn; und laut fuhr er gegen den Wirth fort: Der Oberrock steht Ihrem Gaste zu Befehl. Da es aber noch so stark regnet, so bin ich auch bereit, den Herren meinen schönen bequemen Wagen zu leihen. Der Bediente könnte mit den Pferden dann in die Stadt reiten. Vielleicht ist Ihren Gästen damit gedient.

Der Wirth. Ja, lieber Herr Pfarrer, wenn Sie das wollten. Die Herren sind heute schon sechs Meilen geritten, und so viel habe ich wohl gemerkt, daß ihnen das Fahren sehr willkommen seyn würde. Ich will es gleich bestellen, und mich im Voraus für sie recht schön bedanken.

Damit ging der Mann. Nun, da wird die Kutsche zum guten Anfang recht eingeweiht, sagte die Frau.

Der Pfarrer. Ja wohl, eingeweiht, Kind. Wie kann man etwas besser einweihen, als wenn man Jemandem damit dient? Es war ein vernünftiger Einfall von Dir, meine Tochter, mich daran zu erinnern. Hülfe leisten ist süßer, als großer Reichthum, und die schönste Kutsche ist nur ein kleines Gut, wenn man nicht das Herz hat, sie für einen Andern einmal naß werden zu lassen. Es wird Alles in der Welt wieder trocken. Bleibe bei Deinem Sinne, Gustchen, Dein Leben lang.

Die Frau. Allerdings, Väterchen, gerade so meine ich's. Als wir vor zwei Jahren auf der Reise nach Rensdorf auf dem offenen Kornwagen so weidlich gewaschen wurden, wie wohl würde es uns da gefallen haben, wenn uns Jemand eine Kutsche angeboten hätte. So ist es ja freilich mit Andern auch. Es ist ganz recht so.

Indem sie noch sprachen, trat ein junger schlanker Mann herein, feurig und edel von Ansehn, und als Mann fast eben so schön, wie Gustchen als Mädchen. Und, o Wunder! seine Aehnlichkeit mit Gustchen war dieser, und dem Vater und der Mutter so auffallend, daß sie ihn betroffen und schweigend anstaunten, und ihm selbst eben so überraschend, als der Reiz der holden Jungfrau rührend und bezaubernd. In seinem Herzen ging es wunderlich und unbeschreiblich her, und der lebhafte, selbst vor Fürsten nie um den Ausdruck seiner Gedanken verlegene Mann stand da und konnte keine Worte finden, und stammelte einen ziemlich undeutlichen Dank für die erwünschte und unverdiente Dienstfertigkeit.

So unschuldig unerfahren auch die liebe Auguste war, so bemerkte sie doch, daß sie die Verwirrung in dem ange=

nehmen Fremdlinge anrichtete, und sie bemerkte es gar gern, und in ihrem Herzen regten sich zum ersten Male leise, süße, unbestimmte, unnennbare Gefühle, die milden Schauer der erwachenden jungfräulichen Liebe. Sie wußte nicht, wie ihr war, und ich kann es so wenig schildern, als der Naturforscher zu sagen vermag, wie die feinsten Säfte der Pflanze in der noch geschlossenen Blüthenknospe zu der ersten unsäglich zarten Grundlage der Farben gerinnen, die einst auf der entfalteten Blume glühen und jeden Betrachter erfreuen werden.

Der Pfarrer brach endlich die Verlegenheit und das Haschen nach Worten. Verzeihen Sie, sprach er, Sie kommen mir so bekannt vor, daß ich Sie frage, wer und von wannen Sie sind?

Der Fremde. Ich heiße Eichner, und bin seit wenigen Wochen Hofrath in Ihres Fürsten Diensten.

Der Pfarrer. Eichner? Eichner? Du lieber Himmel, so heiße ich ja auch. Sollten Sie wohl aus dem Würtembergischen seyn? Dahin ist meines Großvaters Bruder gegangen, und daß noch Verwandte von uns dort sind, habe ich immer vermuthet, ob ich gleich lange nichts von daher gehört habe.

Der Fremde. So bin ich, — o Glück! so bin ich Ihr Verwandter. Mein Urgroßvater, — gewiß derselbe, den Sie eben erwähnten, war der Erste meines Namens in unserer Gegend, und mein Vater sagte mir, als ich hierher abreiste, daß ich in diesem Lande vermuthlich noch Zweige unsers Geschlechts treffen werde. Ueberhäufte Geschäfte und stete Reisen hinderten mich bis jetzt, nachzuforschen. Nun muß

das Wetter und Ihre Güte mich zu Ihnen bringen. (Mit einem sehr innigen Blicke auf Gustchen.) O wohl mir! wohl mir! ich bin Ihr Verwandter.

In demselben Augenblicke umschlang er den redlichen Pfarrer, und dann seine Gattin, und alle Kinder der Reihe nach, — und reichte Gustchen die Hand, und beide Wangen der Jungfrau glühten bei dem Drucke seiner Hand — so roth, als am Morgen die eine Wange glühte, und der Hofrath zitterte.

Gottlob! fuhr der Letzte fort, ich bin Ihr Verwandter. Dank! tausendfachen Dank für Ihre zuvorkommende Gefälligkeit, biedrer Mann, und für die Ihrige, meine Beste, denn der Wirth hat mir wohl gesagt, wie die liebe Tochter für einen Unbekannten sprach. —

Der Pfarrer. Erwähnen Sie nichts davon, lieber Herr Vetter, es ist mir eine wahre Freude, Ihnen aushelfen zu können. Und bequem und gut werden Sie gewiß fahren, die Kutsche wird Ihnen schon gefallen, der selige Geheimrath Moller hat sie vordem gehabt. Gustchen, bestelle nur Alles, und stecke doch etwas Butterbrod in den Wagen. Du weißt, er hat eine eigene Tasche dazu.

Die noch übrige halbe Stunde, denn mehr Zeit war dem Gaste nicht gestattet, ward nun noch mit Fragen und Erzählen, mit Erforschungen und Berichtigungen des Stammbaums, mit wechselseitigen Bitten, einander recht oft zu besuchen, und mit wechselseitigem Versprechen, recht oft zu kommen, für Alle, und besonders für Gustchen und den Hofrath, höchst glücklich verplaudert.

Und am folgenden Abende, sobald es seine Arbeiten erlaubten, sprengte der Hofrath auf seinem Rosse in den Pfarrhof, und wenige Tage nachher sprengte er schon wieder noch ungeduldiger in den Pfarrhof, und so ging es noch vielmals, — und nach wenigen Monaten war Gustchen des edlen Vetters Verlobte, und abermals nach wenigen Monaten des unaussprechlich glücklichen Mannes unaussprechlich glückliches Weib.

Noch am Morgen des Hochzeittages sagte der rechtschaffene Prediger: Es ist grade, als ob der Segen des seligen Geheimraths auf seiner Kutsche ruhte. Ohne sie und ohne unsre Dienstfertigkeit damit, hätten wir den Hofrath wohl noch nicht einmal kennen gelernt, und er hätte indeß vielleicht eine andere Frau gefunden. Dienstfertigkeit belohnt sich immer.

Und der treuherzige Mann hatte, was das Letzte betrifft, gewiß Recht. O seyd zum Helfen bereit, meine Brüder; habt Ihr einen Oberrock, so deckt den damit, der seiner bedarf; habt Ihr eine Kutsche, so versagt sie nicht dem bedrängten Reisenden, — und bekommt dadurch auch keine Eurer Töchter einen guten Mann, so wird sich doch Euer Herz dabei befriedigt finden.

Die zu späte Entdeckung.

Der achtzigjährige Justizrath Hilberg, einer der rechtschaffensten Hagestolzen der Stadt, saß mit auf den Arm gestütztem Haupte und erwartete seinen Neffen, der ihn als Amtssecretair begleiten sollte, um den Nachlaß einer kürzlich verstorbenen alten Jungfer gerichtlich zu verzeichnen. Ernst sprach von seiner gerunzelten Stirn und aus allen Geberden, und Ernst war in seiner Seele. Er überblickte sein langes Leben, und mit dem Gefühle, welches Jeden faßt, der zu spät entdeckte, daß er etwas Wichtiges versäumt hat, hielt er sich vor, wie er mehr als ein halbes Jahrhundert hindurch für ein erschlaffendes Einerlei beschäftigende Abwechselung, für öde Einsamkeit erheiternde Gesellschaft, und für die Kälte, die ihn oft starr machte, erquickende Wärme hätte haben können; und wie er noch jetzt der von Herzen geleisteten Pflege der Zärtlichkeit entbehren müsse. Der Gedanke, daß er sich alle Bequemlichkeiten zu erkaufen und durch seinen Reichthum vielerlei Genuß verschaffen möge, gewährte ihm wenig Trost. Ach! ein Weib hat mir gefehlt, ich bin von Jahr zu Jahr reicher geworden an Gelde, und ärmer an Liebe, sagte er bei sich selbst, und wischte sich eine Thräne von den Augen.

Kurz darauf trat der Neffe auch mit trübem Gesichte in das Zimmer, und hegte, indeß der Oheim trauerte, weil er nie eine Gattin hatte, Kummer darüber, daß er noch keine habe. Der edle Jüngling war am vorigen Tage bei dem Justizrath, den er wegen seiner Gesinnung und Erfahrung und als künftiger Erbe schätzte, gewesen, um sich seinen Rath, statt dessen er Einwilligung wünschte, für die Liebe zu erbitten, die er gegen ein schönes, tugendhaftes, aber sehr armes Mädchen fühlte. Der Alte hatte gegen eine so frühe Heirath allerlei Einwendungen gemacht, und war zuletzt in der Vertheidigung seiner Gründe ziemlich heftig geworden. Ueberhaupt war der sonst sanftmüthige Greis gegen Niemanden leichter hitzig, als gegen seinen Neffen, vermuthlich weil er, ohne sich dessen deutlich bewußt zu seyn, den Gedanken, daß er zum Vortheile des Jünglings nicht geheirathet hatte, mit dem andern Gedanken verwechselte, daß er um desselben willen ehelos geblieben sey. Indeß war sein Unwille immer augenblicklich vorüber; er ehrte und liebte den jungen Mann wegen seiner ausgezeichneten Geschicklichkeit, wegen seiner Ordnungsliebe, seines Fleißes und seines biedern Sinnes, und kam ihm gewöhnlich selbst bald wieder mit Freundlichkeit und Güte entgegen. So rief er ihm denn auch jetzt mit milder Stimme zu: Neffe, Du siehst finster aus, bist Du böse? ich habe es wahrlich treu gemeint, meine Absicht war gut.

Der Neffe. O das weiß ich, bester Oheim, und ich danke Ihnen herzlich.

Der Oheim. Siehst Du, Dein Amt bringt Dir zweihundert Thaler ein, nicht mehr. Du bist nicht reich, und das Mädchen hat, wie Du selbst gestehst, nicht einen Pfennig. Wie soll das gehen? Das junge Volk spricht immer

nur von Liebe. Nun ja, die Liebe ist für das Herz; für alles Uebrige aber, was nicht das Herz ist, und was man auch hat, sind zweihundert Thaler heutiges Tages nicht genug. Ein Amtssecretair kann doch nicht wie ein Amtsdiener leben. Ihr werdet nicht auskommen, meine ich, und weiter habe ich gestern nichts sagen wollen.

Der Neffe. Ich verehre Ihre väterliche Gesinnung für mich, mein Oheim, und Ihren Rath. Aber ich habe Ihnen auch erwiedert, daß ich in den Stunden, die mir mein Amt frei läßt, im Französischen und Englischen unterrichten will, daß meine gute Lotte in feinern weiblichen Arbeiten sehr geschickt ist, und daß sie schon geäußert hat, sie werde sich nicht schämen, täglich in ein Paar Nachmittagsstunden die Töchter vermögender Eltern in solchen Geschicklichkeiten zu unterweisen. Das brächte uns doch auch etwas ein. Lottchen ist sparsam und häuslich, ich habe nicht viele Bedürfnisse, wir würden eingeschränkt, aber froh leben, mein Oheim.

Bei diesen Worten versank der Greis wieder in seinen vorigen Ernst, welcher Betrübniß, aber keinen Unwillen verrieth. Sie sehen nicht heiter aus, gerade wie bei meiner Ankunft, fuhr der Jüngling fort. Ich wollte Sie gleich fragen, aber Ihre gütigen Reden hielten mich davon ab. Wahrlich, Sie scheinen Kummer zu haben.

Der Oheim. Den habe ich, und — stelle Dir vor — um Henrietten.

Der Neffe. Um Henrietten?

Der Oheim. Nun ja, um die alte Jungfer, deren Verlassenschaft uns heute noch ein Stündchen beschäftigen wird. Du staunst? — Kurz und gut, sie war das Mäd-

chen, das ich in meinem ganzen Leben am liebsten gehabt habe.

Der Neffe. Und was konnte diese Liebe stören?

Der Oheim. Stören? Weiß ich doch nicht gewiß, ob sie mich liebte. — Aber die Sache hat mich die Zeit her vielfältig beschäftigt, mich lebhafter als irgend etwas in die Zeit meiner Jugend zurückversetzt. Ich muß Dir Alles ausführlich erzählen. Ich hatte Dein Amt, und noch ein ziemlich einträgliches Nebengeschäft, und mein kleines väterliches Vermögen. Aber der Aufwand in einigen glänzenden Häusern, in welche ich als munterer Gesellschafter fast täglich gezogen ward, schien mir zur Haushaltung zu gehören, und die Erwartung einer baldigen bessern Versorgung, wozu ein Paar Väter in diesen Häusern mitzuwirken mir versprochen hatten, der Umgang mit den Töchtern dieser Männer, unter welchen ich nicht ungern, aber ohne bestimmte Gefühle herumflatterte, und besonders der Mangel an näherer Bekanntschaft mit Henrietten, hielt mich ab, an eine Heirath zu denken. Ich hatte sie verschiedentlich auf der Straße gesehen, und ihre milde Schönheit, ihr eben so bescheidener, als edler Anstand hatten mich gerührt. Dann traf ich sie einmal in einem Hause, in welchem ich hörte, daß sie die Tochter einer armen Predigerwittwe sey, mit welcher sie sich von weiblichen Arbeiten in der strengsten Eingezogenheit kümmerlich ernähre. Das Wenige, was sie noch sprach, denn sie entfernte sich bald, verstärkte meine Achtung für sie, und die holde Freundlichkeit, mit welcher sie meine innigen Blicke belohnte, schwebte mir immer vor der Seele. Bald darauf hatte ich das Glück, in einer Gesellschaft, in die sie zufällig gekommen war, einen ganzen Abend zuzubringen und Manches mit ihr zu sprechen. Welche frische, gesunde, im Ver-

borgenen aufgeblühte Reize, welche Unschuld und Güte, und welcher gesunde Verstand in ihren Reden, welche ehrwürdige Zutraulichkeit in allen ihren Aeußerungen gegen mich! Ich sah sie ein Paarmal von fern an, ihr Auge ruhte auf mir, und der Blick schien mir bedeutend, und mir war, als müsse ich ihn in die Worte übersetzen: ich könnte dich wohl leiden, ich bin arm, aber fleißig und häuslich, ich wollte dir schon so wirthschaften, daß wir mit Wenigem auskämen. In diesen Gedanken vertieft, ging ich am folgenden Tage einsam spazieren, und pflückte in süßen Träumereien ein Wiesenblümchen nach dem andern zu einem Strauße zusammen. Als ich zurückging, begegnete mir Henriette auf einem einsamen Spaziergange. Ich war entzückt, und bebte bei dem Anblicke. Der vorige Abend machte mich so dreist, sie anzureden, und ihr nach einigen Fragen und Antworten mein Sträußchen anzubieten. Sie nahm es mit zitternder Hand, und dankte — und der schönste Augenblick eines achtzigjährigen Lebens war vorüber. Das war am 12. des Julius 1744. Ich habe sie nie wieder gesprochen. Länger als einen Monat ging ich täglich denselben Weg; ich traf sie nicht, sie saß vermuthlich bei kleinen, wenig lohnenden Arbeiten. Einige Monate wandelte ich oft vor ihrer Wohnung vorüber; ich sah sie nie, sie hauste mit ihren Tugenden in einem Stübchen im Hofe. Allmählig kühlte meine Neigung sich ab, oder ich täuschte mich durch die oft wiederholte Ueberlegung, daß ich noch keine Gattin ernähren könne, und trieb mich in den gewohnten Kreisen meiner Bekanntschaft, wie sonst, herum. Oft erwachten noch die Gedanken an Henrietten, bis folgender Umstand sie zurückdrängte. Es öffneten sich Aussichten zu einer sehr vortheilhaften Beförderung. Einer von den Männern, bei welchen ich häufig war, verwandte sich für mich, und die einträgliche Stelle ward mir

zu Theil. Dankbarkeit fesselte mich an sein Haus, und das Wohlgefallen an der angenehmen Gestalt, an dem Witze, wofür ich damals freilich auch manches Andere hielt, und an dem ganzen Benehmen seiner ältesten Tochter gegen mich, das Zärtlichkeit auszudrücken schien, wiegte mich in den Wahn, daß ich sie liebte. Diesem gemäß fing ich an zu handeln, als ich beiläufig erfuhr, daß Henriettens Mutter gestorben sey, und daß Henriette als die Gesellschafterin und Dienerin einer weit entfernten vornehmen Frau die Stadt verlassen habe. Erst erschrak ich, dann war mir Verblendeten wieder, als sey es mir lieb, daß ich auch nicht einmal mehr durch einen flüchtigen Gedanken an sie in meiner neuen Liebe irre gemacht werden könne, und meine Bewerbung nahm einen raschern Gang. Schon hieß ich allgemein Bräutigam, als wir uns Beide zum Glücke durch einen besondern Vorfall überzeugten, daß wir schlechterdings nicht für einander wären, und mit kalten Höflichkeiten aus einander gingen. In neue Wirbel gezogen, glaubte ich mehrmals wieder zu lieben, fand mich mehrmals getäuscht, und faßte endlich, als ich einmal wirklich unedel hintergangen war, in der traurigen Meinung, daß ich keine Liebe finden könne, den Entschluß, ehelos zu bleiben. Als Henriette nach vielen Jahren in die Stadt zurück kam, war ich kränklich und schon zu kalt, und im Innersten des Herzens schon zu sehr versauert, — kurz, sie ist als alte Jungfer gestorben, und ich sterbe als Hagestolz.

In einer Stimmung, wie eine solche Erzählung sie geben mußte, trat der Greis mit dem Jünglinge bald nachher in das Stübchen der Verstorbenen. Die tiefe Stille an einer Stätte, auf welcher sonst ein Mensch waltete und fühlte, hat für einen Empfindenden allemal etwas Ergreifendes; hier ward der Eindruck durch die vorhergegangenen Erinne-

rungen und durch die ganze Beschaffenheit Dessen, was sich den Augen darbot, bis zu einer erschütternden Wirkung verstärkt. Alles umher verkündigte den Fleiß, die haushälterische Sparsamkeit, die Ordnungsliebe und Genügsamkeit, und ach, die äußerste Armuth einer Einsamen. Das Rad, das sie genährt hatte, und ein Bündlein zum Verkaufe gesponnenes Garn, das sorgsam erhaltene alterthümliche Geräth, der Ziegelstein unter des Tisches einem Fuße, das leicht überzählte Linnen, das reinlich und wohlgefügt überall die bessernde Hand verrieth, und die bedachtsam verschlossene Baarschaft von wenigen Groschen machte die Betrachtenden in jedem Augenblicke ernster, und als sie das kleine Ueberbleibsel von dem letzten Mittagsessen vor dem plötzlichen Tode der Guten erblickten, ach! ein Stücklein trockenen Brods mit Salze berieben, da stürzten die lange verhaltenen Thränen unaufhaltsam hervor. Feierlich legte der Jüngling das Stückchen Brod, als wär' es ein Heiligthum, wieder an seinen Ort, und der Greis wandte sich abwärts, stand mit tiefem Seufzen, und mit dem immer wieder kommenden Gedanken, ich habe im Ueberflusse gelebt, indeß Henriette darbte, lange am Fenster, blätterte in Gellerts Liedern, und weinte manches Blatt naß.

Ein Schränkchen, das noch zu öffnen war, gab zuletzt einen Auftritt, den der junge Mann immer für einen der ernstesten in seinem ganzen Leben erklärte. In einem Kasten lag ein Strauß von längst unkenntlichen Blumen, dürr wie am Feuer getrocknet, und schon zur Hälfte in Staub zerfallen. Neben demselben standen auf einem Blatte die Worte: Am 12. Julius 1744. Hilberg hat mir auf einem Spaziergange diese Blumen gegeben, ach, und er war so freundlich, — wenn er mich liebte! Weiter unten war zu lesen: Am 12. Julius 1794. O Gott, schon fünfzig Jahre!

— es war mein süßester Traum; — aber es sollte nicht seyn. Der Vater im Himmel hat es gewiß gut gemacht.

Dem jungen Manne entfiel das Blatt, er erblaßte, als wandelte ihn eine Ohnmacht an, und der Alte taumelte auf einen Stuhl zurück. Nach einer langen Stille rief er: Zu späte Entdeckung! So hat sie mich geliebt! So haben wir uns nicht für diese Welt geliebt! Henriette, Henriette! wohl mir, daß ich alt bin, bald komme ich dir nach. Menschen, ach, Menschen, schauet um euch her auf der Wanderung durch das Leben, ob etwa ein Herz für euch schlägt, erhellet eure Augen, um zu sehen, ob ihr Liebe finden mögt, und verschmähet sie nicht, wenn sie aus dem Schatten der Verborgenheit und aus der Hütte der Armuth euch entgegen lächelt. Neffe, Lottchen soll Dein Weib werden, und bald, bald! Ich gebe Euch, bis Du ein einträglicheres Amt hast, oder mich beerbst, jährlich ein Paar hundert Thaler zu Hülfe. Lottchen soll Dein Weib werden! — Der Jüngling sank an seines Oheims Brust, netzte die Wangen und Hände des Greises mit Thränen, und hing lange mit unaussprechlichen Gefühlen in seinen Armen.

Die Weizenbreite.

Vor etwa achtzig Jahren trug sich das zu, was ich erzählen will. Wohl dem Zeitalter, das keine solche Noth erfährt, denn es war in dem Jahre, ach! eine Rupf-Ernte. Der Himmel war fast den ganzen Sommer hindurch wie verschlossen gewesen, und als die Zeit der Garben kam, da ging der Mäher nicht mit der Sense, der Schnitter nicht mit der Sichel zu Felde, da eilten nicht frohe Schaaren von Garbenbinderinnen mit Scherz und lustigen Gesängen aus den Städten und Dörfern nach den Aeckern. In sich vertieft, als würde draußen ein lieber Mensch begraben, wankten sie schweigend nach dem Gefilde, und blieben dann stehn vor dem dürren Stroh mit dem Ausrufe: Du lieber Gott, wie wenig! was sollen wir da sammeln? Ernstlich und räthlich, daß auch nicht eine einzelne Aehre entfalle und auf dem Acker liegen bleibe, rauften sie mit zitternden Händen die zerstreuten, wie benagt und versengt stehenden Halme, deren leichte Häupter in der Hand kaum schwankten, aus dem aufgeborstenen Boden. Harmvoll und still schlichen die Ernter den Morgen entlang, hier und da biß mancher ein Korn aus einer Aehre, und sah seinen Nachbar dann bedeutend an, daß es taub sey, und seufzte, und der Hausva-

ter wischte mit dem Schweiße oft Thränen von den Wangen. Selbst die Knaben jauchzten nicht, wie sonst, um die Harker und Binder, sie spielten nicht mit Mohnköpfen, und banden nicht Sträuße und flochten nicht Kränze von Feldblumen. Ernsthaft saßen sie in den Furchen am Wege, sahen bedenklich dem mühseligen Raufen zu, und der Größere sagte wohl den Kleinern: Der Vater weint recht. — Was weint er? fragten die Kleinen. — Ach, erwiederte der Aeltere dann, er spricht, es sey gar kein liebes Mehl in den Körnern.

So war es zur Zeit der Ernte. Wie nun vorher schon Alles überall, und in dem Dorfe Sinnstädt besonders, sorgte und zagte, als man das Wehe bereits in der Ferne erblickte, wird Jeder sich denken. Sinnstädts sonst gesegnete Fluren trauerten im weiten Umkreise vorzüglich. Die Anger waren falb, wie Wolken an welchen der Abendglanz verblaßt, die Bäume der Gärten standen verschrumpft und schienen bestäubt, dem Antlitze der Schauenden wogten und flüsterten keine vollen Wellen der Saaten entgegen; tief zu ihren Füßen knisterte es, wenn ein Lüftchen sich regte, so traurig, als schwirrte der Herbstwind in Stoppeln. Kein Hase vermochte sich in dem magern Getreide zu bergen, schon einige Wochen vor der Zeit der Reife waren die Felder ganz weiß, und über die bleiche Ebne hin schimmerten unzählige Klatschrosen, wie Blutstropfen auf dem Leichnam eines Erschlagenen.

So heiter und gesprächig der biedere Bauer Wilmsen sonst immer vom Felde nach Hause kam, so ernst, so stumm, trat er jetzt jedesmal wieder in seine Wohnung. Eines Morgens, da es früh um sechs Uhr schon so drückend schwül war, wie sonst in der Mittagsstunde, trieb ihn die Sonnen-

gluth und Beklommenheit aus dem Freien unter sein Dach zurück. Er warf sich auf einen Stuhl, las andächtig einen Psalm von der Güte Gottes, und hing dann, im Nachsinnen verloren, mit seinem Blicke an einem zinnernen Napfe auf dem Schüsselbrette, der mit der Jahreszahl der Hochzeit seines Großvaters bezeichnet war. Da bedachte er, wie auch die Vorfahren hier wandelten und arbeiteten, hofften und sorgten, sich freuten und weinten, fruchtbare und kümmerliche Zeiten erlebten, und Alles überstanden, und, ohne zu verhungern, hingelangten auf den Kirchhof; als sein treues Weib in die Stube trat. Du siehst ja so sinnig aus, Vater, sagte sie.

Wilmsen. Nun, jetzt dachte ich eben nichts Trauriges; aber freilich, Mutter, — die Aecker, — die armen Leute!

Die Frau. Was Gott thut, das ist wohlgethan, Vater. Aber wie ist's mit der Weizenbreite? Ich habe sie seit beinahe acht Tagen nicht gesehen; hält sich die denn immer noch?

Wilmsen. Gott Lob und Dank! Ich kann es nicht begreifen; die Halme stehn, als hätte es nicht am Regen gefehlt. Uns geschieht besondere Gnade. Die Aehren körnen herrlich aus, und die Körner sind voll und rund. Die Weizenbreite überträgt uns dies Jahr Alles.

Wirklich war auf dieser Breite das erste Aufschossen mit der sparsamen Nässe des Frühjahrs so ganz in eine Zeit gefallen, das Aehrentreiben war mit dem letzten milden Regen so glücklich zusammengetroffen, und der nahe, die Luft kühlende und anfeuchtende Forst von Eichen und Buchen hatte die zehrenden Morgenwinde so schützend abgehalten, daß Wilmsens Weizenbreite in der ganzen Gegend be-

rühmt und fast als eine wunderbare Erscheinung angestaunt ward. Wilmsen hatte vor ein Paar Jahren einen Mann, der ihn in einen Ackerstreit verwickelte, dessen Ungerechtigkeit das ganze Dorf verabscheute, nicht zu dem übernommenen Eide gelassen, und lieber einen beträchtlichen Schaden gelitten; und im vorigen Sommer einen kranken Drescher auf das Liebreichste verpflegt. Dafür wird ihm nun der Segen, sagten manche Gutmüthige. Der verständige Wilmsen aber hegte nicht einen so stolzen Gedanken, sondern pries stets und auch jetzt seinem Weibe jenes Gedeihen als ein unverdientes Geschenk Dessen, der weise und gnädig ist, wenn er gibt und wenn er versagt.

Wollte Gott, sagte er weiter, Jeder hätte etwas, woran er sich halten könnte, wie wir uns mit der Weizenbreite trösten! aber außer dieser sieht Alles gar zu kläglich aus. Der arme Amtmann! — Ich hörte da vorhin unterwegs, daß unser Graf im Reigerwalde einen Hirsch jage, und daß er zu Mittage in Seethal speisen wolle. Der kleine Weg dahin wäre bald gemacht. Da bin ich mit bei dem Amtmann gewesen, und habe es ihm gesagt, wenn er etwa hinüber wollte. Der Graf ist so nahe, vielleicht ritt er selbst her und sähe die Noth; der gute Amtmann muß zu Grunde gehn, wenn ihm von dem Pacht nichts erlassen wird.

So wird er wohl zu Grunde gehn, sagte die Frau leise und mit einem herzlichen Seufzer.

In der That war der Graf ein so rauher und gefühlloser Mann, daß Jeder sich innig freuen wird, unter seinen Zeitgenossen nicht dessen Gleichen zu wissen.

Wilmsen wollte erst seiner Gattin widersprechen, weil sie seinem liebsten Wunsche widersprach, aber er fühlte, daß sie Recht hatte, und schwieg und seufzte auch.

In demselben Augenblicke hörte er seinen Namen vor der Stube ängstlich rufen, und ein Paar Männer eilten herein. Nachbar! Nachbar! riefen sie ihm zu mit betroffenem Gesichte, als wollten sie ihm ankündigen, daß sein Haus brenne: der Hirsch, den sie jagen, ist in Euren Weizen gelaufen.

O Gott! stöhnte Wilmsen. — Ach, wir armen, geschlagenen Menschen! wehklagte die Frau einmal über das andere, und rang die Hände gen Himmel. Beruhige Dich, Mutter, hob Wilmsen an, es ist ja nur der Hirsch, der wird doch nicht so viel verderben. Heuer freilich mag man nicht gern ein Körnchen missen; aber gib Dich zufrieden, es ist ja nur der Hirsch.

Wie nach einem unerwarteten, blos erschütternden Donnerschlage ein Blitz mit zerschmetterndem Krachen herabfährt und eine furchtbare Brunst entzündet, so folgte hier dem jähen Schrecken seine zermalmende Bestätigung. Blaß wie ein ertappter Verbrecher, mit starren vorgequollenen Augen, mit offenen zitternden Lippen, mit gesträubtem Haar und an jedem Gliede bebend, stürzte Gottfried, Wilmsens ältester Sohn, herein, und die jüngern Kinder drängten sich mit emporgehobenen Armen und bald lauter, bald dumpfer durch einander wimmernd ihm nach.

Die ganze Jagd ist in der Breite, stammelte Gottfried, oft stockend, heraus.

Und tummelt sich darin herum, daß sich Gott erbarme, ächzte ein anderes. —

Und stampft Alles in den Boden. Ich dachte, das Dorf stände in Feuer und Rauch, so stiegen die Staubwolken, schluchzte ein drittes.

Wie vom Schlage gerührt war die Mutter auf einen Stuhl gesunken. Es ist nicht möglich, sagte Wilmsen, und sprang der Gattin zu Hülfe, und schaute dann vor sich hin, als wolle er sich besinnen, ob er wache; und die Andern, die schon da waren, und Die, welche sich nach und nach sammelten, standen umher, sprachlos und ängstlich, als würde Jemand gerichtet.

Herr Jesus! schrie auf einmal mit schneidender Heftigkeit eine weibliche Stimme, und herein taumelte mit langem, schwarzen, fliegenden Haar ein schönes Landmädchen, jetzt in ein lebendiges Bild der Verzweiflung entstellt; ihr Vater wankte ihr hastig nach, und strebte umsonst, sie zu halten oder zu besänftigen. Herr Jesus Christus, die Breite! rief Hannchen, Gottfrieds Braut, und riß sich zu ihm, und stemmte ihm die Hände auf die Schultern und starrte ihn an, und starrte Alle im Hause herum an, als kenne sie Niemanden; und nicht minder starrte Gottfried sie und Einen nach dem Andern an, als wolle er fragen: wer seyd ihr?

Eine fürchterliche Stunde verging, bis sich Jeder nach seiner Weise etwas sammelte. Dann saßen die Mutter, Gottfried und seine Geliebte matt und zerschlagen da, wie Menschen, die vom Kampfe der fallenden Sucht wieder erwacht sind, und Wilmsen suchte mit unsicherer, oft von Schluchzen gebrochener Stimme die Seinigen aufzurichten, und die herbeigelaufenen Nachbaren und Freunde strebten in einzelnen Worten, mehr vermochten sie nicht, den frommen Wilmsen zu trösten. Oft unterbrach ein langes Schweigen diese ohnmächtigen Versuche, endlich begann Wilmsen mit etwas fester Stimme:

Mutter, treue Mutter, besinne Dich; Kinder, lieben Kinder, besinnt Euch. Gottes Wege sind dunkel, aber gut. Der

Herr wird uns nicht verlassen, noch versäumen; seyd getrost, er läßt uns nicht hungrig nach Brode gehn. Mutter, hast Du nicht vorhin so gottergeben geredet? Sieh', ich dachte, da Du so sprachst, gerade an den Großvater. Der hat so schwere Zeiten, Pest und Krieg und Theurung erlebt, und hat doch sein Stückchen Brod gehabt bis an's Ende, hat's auch seinen Kindern gelassen, und noch sagen die Alten, wenn sie vor seinem verfallenen Grabe vorbeigehn, er ist gestorben als ein ehrlicher Mann. Sparsam seyn, fleißig seyn und Gott vertrauen, hilft viel. Gottfried und Hannchen, zaget nicht so; wir wollen sehen, vielleicht könnt Ihr heuer doch noch Hochzeit haben. Hart wird's nun freilich halten, schwer wird Euer Anfang seyn, und an Sorgen wird's Euch nicht fehlen: aber wenn man mit einander sorgt, so hat man einander um so lieber. —

Unwillkürlich lächelte hier der Jüngling und das Mädchen, und in demselben Augenblicke entstürzten ihnen reichliche Thränen, denn in ihren Herzen stieß die Freude auf die Trauer, und keine wich vor der andern. —

Seht, fuhr der Alte fort, ich bin nun, was Alle sind, und der liebe Gott will nicht, daß ich vor den Uebrigen etwas voraus habe; um so herzlicher werde ich nun trauern mit Allen, und wenn man mit Andern trauert, so räth und hilft man um so eifriger. Der Herr wird Alles fügen, der Name des Herrn sey gelobt!

Ach, Vater, stammelte die Frau, als allmählig Alles, was nicht zum Hause gehörte, weggeschlichen war, ich kann mich noch immer nicht fassen, ich weiß nicht, wo ich bin: sprich, rathe, weißt Du denn keine Hülfe, weißt Du nichts

anzugeben, was ich mache? Ich dächte, wir beteten zusammen ein Unser Vater. —

Nein, liebe Mutter, erwiederte Wilmsen, das Unser Vater dürfen wir heute und in den ersten Tagen nicht beten, es heißt ja darin: Vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldnern. Und unser Herz ist noch nicht ohne Unmuth gegen unsere Dränger. Aber wenn Du Dich ein wenig mehr gesammelt hast, wollen wir im Zusammenhange die schöne Stelle lesen, wo es heißt: Liebet eure Feinde, bittet für die, welche euch verfolgen, damit ihr Kinder seyd eures Vaters im Himmel.

Abendbetrachtungen eines Nachtwächters.

Da schlägt es drei Viertel auf zehn Uhr, noch ein Viertelstündchen, so muß ich fort. Ich könnte dann zwar noch ein gutes Weilchen warten, wie meine Amtsbrüder, die erst zehn rufen, wenn's bald elf ist. Aber das taugt nichts, das richtet nicht wenig Unheil in der Welt an, daß so viele Menschen erst zehn rufen, wenn's schon elf ist. Seines Berufs soll man genau warten, und im Augenblicke, wenn's Zeit ist. Sauer wird sie mir freilich, diese Nacht. Hu, die Sterne funkeln und der Schnee blitzt so, da werde ich recht frieren müssen für den Staat, wie der Herr Bürgermeister immer sagt. Im Sommer ist's eine andere Sache, da ist's so erquicklich, Nachtwächter zu seyn, und wenn es beständig Sommer bliebe, da wäre wohl Jeder gern Nachtwächter. Aber ich habe den Sommer genossen; nun muß ich den Winter ertragen, es geht nicht anders in der Welt.

Ich muß nur über meinen alten Rock noch meinen ältesten ziehen, und heute meine Pelzhandschuhe nehmen, so wird's wohl gehen. Wenn ich dann einherschreite wohl vermummt, mit der Mütze über den Ohren und mit dem Stabe in der Hand, wie ein gewappneter Mann, in meinem nützlichen Geschäfte, da werde ich nicht schlecht von mir denken.

Und das ist doch auch gut, wenn man Achtung vor sich selbst hat. Lieber Gott, die kann Mancher nicht haben, dem Alles tiefe Verbeugungen macht, und ich kann es. Mag mich doch nun immerhin Dieser und Jener über die Schultern ansehn, der sich's nicht halb so schwer werden läßt, als ich. Das ist einmal nicht anders; sagte mir doch schon mein seliger Vater: Gottfried, du wirst vermuthlich ein armer Schelm bleiben dein Leben lang, da lass' dich's denn nicht wundern, wenn man nicht viel Wesens mit dir macht; wer weiter nichts ist in der Welt, als nützlich in stetem Schweiße seines Angesichts, mit dem macht man selten viel Umstände. Wenn du geehrt seyn willst, so mußt du dich selbst ehren. Das will ich denn auch, und das soll mir kein Mensch verbieten.

Habe ich nicht heute eine Menge Holz gehackt bis zur Abenddämmerung, und nun gehe ich wieder aus, und halte die Stadt in Ordnung. Wie Mancher, der kein Holz gehackt, und überhaupt gar nichts gehackt und gemacht hat, und wie mancher Andere, der dem Schreiben, oder dem Rechnen, oder dem Denken oblag, wovon doch die Knochen nicht müde werden, liegt nun schon im warmen Federbette, und es ist ihm vielleicht Dieses und Jenes nicht recht, indeß mir der schneidende Morgenwind recht seyn muß. Wenn nun so Einer mich rufen hört, so denkt er doch wohl, es sey ihm behaglicher, auf der weichen Stätte zu ruhen, als mir, in den kalten Straßen herum zu laufen und nützliche Wahrheiten bekannt zu machen. Und das dient ihm denn vielleicht dazu, daß er sein Gutes besser erkennt, und wer die Menschen ihr Gutes besser erkennen lehrt, der ist doch wahrlich nützlich. Das sieht er denn hoffentlich auch ein, und denkt bei sich selbst, ein Nachtwächter ist doch ein recht

nothwendiger Mensch im Staate, wie der Herr Bürgermeister sagt.

Und wer das nicht einsehen kann, der mag überall wenig einsehen können. Ich möchte es nicht verantworten, wie es in der Welt hergehen würde, wenn es keine Nachtwächter gäbe. Jede Nacht schreie ich mir die Lunge müde, um heilsame Lehren zu geben. Freilich hören nicht Viele darauf, und die Meisten schlafen dabei; aber, lieber Himmel, wie manche gute Lehren werden nicht gehört, und wie manche werden verschlafen, was kann ich dafür? Und dabei bewache ich die Menschen und ihre Besitzungen. Wohl ist es sonderbar, ich wache für das Geld, für die Schätze, und für die Häuser der Leute, und bin selbst so arm, fast so arm, wie ein Gänsehirt, und habe kein Geld und keine Schätze, und nicht einmal ein eigenes Haus. Aber da geht's mir gerade wie den Königen; ein guter König wacht für die Ruhe des Landes, und hat selbst keine Ruhe. Ist's doch auch sonst nichts Seltnes, daß Leute etwas besorgen und verwalten, was sie selbst nicht haben. Der Hirt hütet Heerden, und hat gewöhnlich selbst kein Vieh; der Schuhmacher hat oft die ältesten Schuhe, der Schneider die dürftigste Kleidung, und der Mann, der den Leuten die Haare kraus und wunderlich macht, den ungeschmücktesten Kopf. Nur wär' es nicht gut, wenn's durchaus so seyn sollte, denn wenn die, welche für den Verstand und für die Tugend Anderer zu sorgen haben, selbst keinen Verstand und keine Tugend hätten, so müßte man doch Wehe! über sie rufen. Das soll über mich Keiner, denn so arm ich bin, so treu will ich für euch wachen, ihr Armen und ihr Reichen.

Nur verachtet mich nicht, und überlegt, wie schwer es ist, ein guter Nachtwächter zu seyn. Ihr müßt's doch wohl

vernehmen, daß nicht alle meine Amtsbrüder so recht fähig und tüchtig sind. Ich will das nicht gesagt haben, um mich zu rühmen; die Gabe des Vortrags wird nun einmal nicht Jedem zu Theil, und in der Rede sind nicht Alle gleich stark. Es beweist aber doch, wie viel zu meinem Amte gehört. Auch gibt es für einen Mann, der über seine Geschäfte nachdenkt, allerlei Bedenklichkeiten und Zweifel. Ich habe das im Anfange, als ich meinen Dienst antrat, recht wohl erfahren.

Wie viele Besorgnisse machte es mir da, daß ich blos rufen mußte: Hört, ihr Herren, und daß ich die Frauen nicht nennen durfte. Es that mir herzlich leid. Sie gehören doch auch dazu, dachte ich, und war recht bange, daß sie's mir übel nehmen möchten, und wenn mich am Tage Manche scharf ansahen, so meinte ich, sie wollten mir Vorwürfe machen. Ich beruhigte mich dadurch, daß sie doch mit hören, wenn ich sie gleich nicht mit nenne, wie sie denn auch in andern Fällen, wo sie gleichfalls nicht genannt werden, mit hören und mit geschäftig sind. Und überdies, wenn man erst im Amte ist, so geben sich die Bedenklichkeiten, so daß ich jetzt im Stande bin, auf die Worte: ihr Herren, einen rechten Nachdruck zu legen, als thät' ich's den Weibern zum Trotze; aber das thue ich gewiß nicht. Auch war es mir zuerst ärgerlich, daß ich oft die Unwahrheit sagen mußte; ich kann das nun nicht leiden, und gewiß, es ist recht schlimm, wenn man Amts wegen Unwahrheiten sagen soll. Es war mir stets peinlich, wenn ich im Winter des Morgens um vier Uhr nach Hause ging, und öffentlich behaupten mußte: der Tag vertreibt die finst're Nacht. Es ist doch nicht wahr, sagte ich dann immer ganz leise hinterher, wie ich's aber verbessern wollte, ja da kam ich schön an. Ich hatte wohl kaum drei Mal gerufen: Es ist zwar noch ganz finst're

Nacht, allein ich hab' genug gewacht! da mußte ich zum Bürgermeister kommen. Ihr unverschämter Kerl, fuhr er mich an, was macht Ihr für Neuerungen? Das heißt den Staat zum Besten haben. So hatte ich's nun wahrhaftig nicht gemeint, ich hatte ja nicht geglaubt, daß es den Staat zum Besten haben heiße, wenn man ihm die Wahrheit sagt. Ich wär' in der That beinahe um meine Stelle gekommen, und habe es bei dem Alten lassen müssen. Man gibt sich denn, wenn man einmal im Amte ist.

Aber da schlägt's zehn; nun, lieben Mitbürger, könnt ihr euch hinlegen und ruhig schlafen, ich will nun schon hübsch nach dem Rechten sehn. Mag der Unvorsichtige meine gute Lehre vom Feuer und vom Lichte befolgen, mag kein Sorgender, kein Leidender meine Stimme hören, mag der kranke Reiche, wenn er sie vernimmt, bei sich sagen: Wie wohl ist mir, daß ich kein kranker Nachtwächter bin! mag der sieche Arme, von wohlthätigen Begüterten unterstützt, denken, welch Glück ist es, daß nicht alle gutgesinnte, mitleidige Menschen so dürftig sind, als der arme Nachtwächter. Wie wollte ich mich freuen, wenn es so wäre, wie wollte ich dann so zufrieden in mein warmes Bett zurückkehren. —

Nun, liebes Weib, stehe einmal ein wenig auf, und mache die Thür hinter mir zu.

Die Narbe im Gesicht.

Christiane Müller an eine Freundin.

O die böse, böse Narbe! Davon habe ich Dir zwei Mal geschrieben, und wer weiß, wie oft Du noch davon lesen wirst. Ach, die verzweifelte Narbe, die mich unglücklich zu machen droht! Und sie kleidet ihn doch so schön. Ich habe Dir das auch schon gesagt; aber Du glaubst es nicht, wie sie meinen Elberg schmückt. Meinen Elberg nenne ich ihn, und ich sollte doch mein Herz nicht so verwöhnen, denn wer weiß, ob er mein werden darf. Und dann lebt auf Erden für mich kein so theurer Mann mehr. Daß auch, liebes Jettchen, zehn Meilen zwischen uns liegen müssen! Wenn Du doch hier wärest, Du solltest mit eigenen Augen gerade so urtheilen, wie ich. Wahrlich, der lange, wohlverwachsene und dennoch so sichtbare Hieb über die offene Stirn gibt ihm ein so edles und muthiges Ansehn, daß man meinen muß, man werde unter seinem Schutze gesichert seyn, daß man ungewiß bleibt, ob die Liebe, die sein mildes Gesicht erbittet, oder ob die Achtung größer ist, welche die Ehrlichkeit und der feste Mannessinn in allen seinen Zügen gebietet. Nun denke: die schöne Narbe entreißt mir den Mann vielleicht — und dann wehe mir! Wie hat sich in den sechs

Wochen, seit welchen ich ihn kenne, mein ganzes Wesen so fest an ihn gekettet! Was werde ich leiden müssen, wenn ich ihn künftig täglich vor Augen sehe, und meine verjagten süßen Träume von häuslichem Wohl bei seinem Anblicke immer wieder vor die Seele sammle, und mir wie ein unglücklicher Erwachter sage: Ach, es waren nur Träume. Und diese Träume werde ich stets von Neuem träumen zu meiner Pein. Verstehst Du mich nicht, Jettchen? Habe Geduld mit mir, verstehe ich mich doch selbst nicht recht, und laß' Dich's nicht verdrießen, wenn ich Dir allenfalls etwas wiederhole, was ich Dir schon erzählte. Vielleicht bleibt mir ja von den guten Tagen nichts übrig, als viel davon zu erzählen.

Du weißt, daß Elberg vor sechs Wochen aus der Hauptstadt als Kammerrath hergeschickt ward, daß ihn sein Amt sogleich in das Haus meines Oheims brachte, und daß er mich in dem ersten Augenblicke mehr bemerkte, und daß ich ihn mehr bemerkte, als mir wohl gut war. Ich bin hier fremd, sagte er beim Weggehn, ich habe hier keinen Bekannten, darf ich bisweilen wiederkommen? Und so kam er am andern, und am dritten Tage, und beinahe täglich, und fast zu Niemandem weiter. Schon in der zweiten Woche vermochte er mir seine Wärme nicht mehr zu bergen; er that manche an's Herz greifende Frage, und bat mich oft innig um Freundschaft und Liebe. Das letzte Wort sprach er mit leiser Stimme.

Eine Amtssache gab ihm in dieser Zeit gelegenen Anlaß, recht fleißig und manchen Tag mehrmals zu kommen. Den ganzen Zusammenhang kann ich nicht angeben, denn die Kammersachen dürfen, glaube ich, den Weibern nicht mitgetheilt werden; so viel begriff ich aber doch, daß etwas im

Werke war, was den Bürgern nachtheilig werden konnte. Er sprach darüber ein Paar Mal mit einer edlen Hitze, die ihn mir so ehrwürdig machte, daß ich ihm gern die Hand geküßt hätte, wenn sich das schickte. Es geht nicht, sagte er einst beim Weggehn, es ist Unrecht, die Bürger leiden dabei, und wenn die Bürger leiden, so leidet der Fürst, und der Fürst ist gut, er wird auf Gründe hören. Elberg machte darauf eine Vorstellung an den Landesherrn. Mein Oheim meinte, sie sey ein Meisterstück von Einsicht, Freimüthigkeit und Bescheidenheit gewesen, das er bewundern müsse. Ich habe mich nicht darüber gewundert, daß eine Schrift von ihm ein Meisterstück war. Nach zehn Tagen stürzte er am Morgen mit heftiger Freude in's Haus; sehen Sie, Freund, rief er meinem Oheim zu, Aufrichtigkeit mit Bedächtlichkeit findet Eingang; der Fürst selbst hat mir geschrieben, er lobt meinen Aufsatz, er genehmigt meine Vorstellung, er dankt mir für meinen Diensteifer, und versichert mich höchst rührend seines Zutrauens. Jettchen, was ich da fühlte! Ich mußte mich umwenden, meine Augen wurden feucht, und Elberg bemerkte es, und dankte mir mit einem trunkenen Blicke. Als er nach Hause ging, rief ein Bürger, denn die Sache war allgemein bekannt geworden, ganz laut hinter ihm einem andern zu: Sieh', das ist unser braver Kammerrath, und ein Greis trat ehrerbietig zur Seite, wie wenn ein Fürst vorbeiginge, und zog von seinem grauen Haupte die Mütze, und hielt sie an sich nieder, und ließ ihn lange sein weißes Haar sehen. Mich ergriff, als mir das erzählt ward, bei dem Gedanken: und der Mann liebt mich, ein mächtiges Gefühl von Demuth und Stolz, von Freude und Wehmuth, von Entzücken und Bangigkeit. Das Herz klopfte mir so schnell und laut, wie wenn man sich außer Athem gelaufen hat, oder wie wenn man die Hand nach einem

großen Glücke ausstreckt, das in dem Augenblicke des Ergreifens wieder verschwinden kann, und das man schier berührt. Die Freude erstickte die andern Empfindungen; doch wenige Stunden nachher begann die Unruhe, in welcher ich noch immer schwanke.

Er war am Nachmittage in größerer Gesellschaft bei uns. Da erwähnte Jemand gelegentlich seine Narbe, die ich zwar ganz wohl bemerkt, die mich aber nie befremdet hatte, so sehr scheint sie in sein Gesicht zu gehören. Elberg schien betroffen, und schwieg einen Augenblick. Ja, hob er an, das war eine große Gefahr, und erröthete, und stockte wieder, und seine Geberde ließ noch etwas erwarten. Plötzlich unterbrach ihn der Hofrath Lieder mit einem so unvorbereitet herbeigerissenen Zwischenwurfe, wie wenn man Jemanden der Antwort auf eine ungelegene Frage überheben will, und noch Andere griffen so angelegentlich in das neue Gespräch ein, daß bald Alles von Elbergs Narbe abgezogen war, bis auf meine ungeduldige Neugier. Bitterlich böse war ich auf den Hofrath, meine Augen hingen an Elbergs Stirn, und ich wußte schon, wonach ich ihn beim nächsten Besuche zuerst fragen wollte.

Aber dazu ist es leider nicht gekommen, denn denke nur, am andern Tage ziemlich früh kam die Mutter des jungen Schmidt, die mit in der Gesellschaft gewesen war, zu mir. Du weißt schon, daß Schmidt kurz vor meiner Bekanntschaft mit Elbergen Absichten auf mich geäußert, und daß seine Mutter meine Neigung für ihren Sohn schon einige Mal von Weitem erforscht hatte. Ihr Sohn ist ein braver, achtbarer Mann, der einem armen Mädchen, wie ich bin, eine annehmliche Versorgung beut. Aber um ihn zu lieben, hätte ich Elbergen nicht kennen lernen müssen. Die alte treuher-

zige Frau sprach Manches, was sich auf ihren Sohn bezog, und hernach — erst aus der Ferne her, und dann gerade zu gar Vieles von Elbergen. „Ich muß Ihnen sagen, liebes Kind, hob sie zutraulich an, was Sie vielleicht nicht wissen, was aber die ganze Stadt weiß, Sie können nachfragen. Seyn Sie vorsichtig mit dem Kammerrath. Blos aus Schonung und um ihm Verlegenheit zu ersparen, fiel gestern der Hofrath Lieder in die Rede, als von seiner Narbe auf der Stirn gesprochen ward. Elberg soll auf der Universität gar wild und ausgelassen, soll ein arger Schläger gewesen seyn, sagt man. Den Hieb hat er in einem Zweikampf bekommen, sagt man, und was das Schlimmste ist, wegen eines Mädchens. Er soll auch neulich, da Jemand mit ihm über einen Ring, den er trägt, scherzte, gar nicht geleugnet haben, daß sich der Ring von einem Mädchen herschreibe." Einen Ring trägt Elberg allerdings gewöhnlich, und immer nur den nämlichen, aber mir war bisher nichts bedenklich, was ich an ihm sah.

Leider hat man mir diese selige Zuversicht nicht gegönnt, denn auch nach der Frau Schmidt haben mir Mehrere in den folgenden Tagen dasselbe von meinem Freunde zu wohlgemeinter Warnung wiederholt, und Einer warf gar etwas von einem Gerüchte hin, daß er Einen erstochen habe. Elberg Einen erstochen! Als ob das möglich wär'! Er ist ja immer so heiter. Geängstet hat mich indeß das Geschwätz doch, und ich habe nach dem Grunde desselben gespähet, so viel ich konnte, ohne meinen Elberg zu beleidigen, aber ach! ich habe nur wenig erforscht. Einen einzigen jungen Mann, der mit ihm auf derselben Akademie gewesen ist, habe ich darüber sprechen können; aber was ich gar behutsam, wie ich meine, und durch Umwege von ihm herauslocken konnte, hat mich zwar etwas beruhigt, jedoch nicht befriedigt. Daß

Elberg den Hieb als Student bekommen habe, sagte er mir, sey ausgemacht, denn er erinnere sich recht wohl, ihn ohne denselben, und hernach die frische, noch nicht verharrschte Schramme gesehn zu haben; sonst aber wisse er nur von ihm, daß er allgemein als ein sehr fleißiger, geschickter und rechtschaffener Mensch geschätzt worden sey. Und wenn es nun mit dem, was man spricht, auch seine Richtigkeit hätte, setzte der junge Mann hinzu, darum würde doch Elbergen wohl Niemand geradehin verdammen. Mancher wird zu einem Zweikampfe durch Leidenschaft, durch den Drang der Umstände und der Verbindungen, durch allgemeines Vorurtheil, durch irrige Begriffe von Ehre und Muth hingerissen, und ist dennoch ein edler Jüngling, und wird ein ehrwürdiger Mann, der seine jugendliche Unbesonnenheit hernach bei reifer Einsicht verurtheilt, und durch treffliche Handlungen vergütet. Da hat nun der junge Mann, dessen Verstand ich nach jener Unterredung aufrichtig achte, gewiß vollkommen Recht. Aber das Mädchen! das Mädchen! das quält mein Herz, welches vor Ansprüchen einer Andern erschrickt.

Wie oft hatte ich die Frage darnach schon auf der Zunge; aber die Furcht, ich möchte ihm neugierig oder mißtrauisch scheinen, drückte sie wieder zurück. Und doch muß ich ihn nun fragen, und ehe ich glücklich werde, muß ich beruhigt seyn. Denn wisse, Jettchen, vor sechs Tagen, — nie, nie werde ich den wichtigen Tag und seine wechselnden Gefühle vergessen, — hat Elberg feierlich um meine Hand geworben; zitternd bat ich ihn in demselben Augenblicke, da meine Hand seinen Druck unwillkürlich erwiederte, um acht Tage Frist bis zur bestimmten Antwort. So beklommen war mein Herz nie, und die doppelte Besorgniß, die erbetene Zeit sey wohl zu kurz, um mich zu beruhigen und an

mein Glück zu gewöhnen, und sie sey wohl zu lang, und meine Verzögerung scheine Elbergen vielleicht Ziererei, zog mich Elbergen hin und her. Mein Oheim war, als ich ihm den Vorgang erzählte, außer sich vor Freuden; wie soll ich nun seyn? Uebermorgen, — ach, übermorgen, was für ein Tag wird das werden! Ich habe es seit ehegestern so recht gefühlt, was Elberg mir ist, da ich ihn nicht sah. Er ist in einer Amtssache verreist, und kommt diesen Abend zurück. Und eben darum habe ich mir heute die lange Zeit durch einen langen Brief verplaudert. Wenn heute erst etwas vergangen ist, schreibe ich Dir wieder.

Wenn nur die böse Narbe nicht wäre! Darüber muß er mir noch Auskunft geben; ich habe nicht aufgehört, daran zu denken. Sieh' nur, was für eine Schwärmerin ich bin. Manchmal habe ich mir Begebenheiten ersonnen, durch die er sie bekommen haben könnte, und mich mit Innigkeit an schmeichelnden Phantasien geweidet. Oft habe ich mir gedacht, wie das Weib eines braven Soldaten, der im Dienste für das Vaterland Wunden bekam, die sichtbaren Spuren derselben werth halten müsse. Oft habe ich dem Traume nachgehangen, wie ich mehr, als manche Frau auf den vornehmen Titel ihres Gemahls, auf Elbergs Narbe stolz seyn würde, wenn er sie mit Ehren trüge. Er hat wohl, habe ich mir vorgestellt, die gelästerte Ehre eines unschuldigen Mädchens an einem Verleumder rächen wollen, und so hatte sein Fehler eine edle Seite. Oder wie wär' es, habe ich mich gefragt, wenn er gar nicht in einem Zweikampfe so gezeichnet wäre? Vielleicht hat er sich eines Menschen, der überfallen ward, angenommen, und erhielt den Hieb zum Andenken einer tapfern That? Vielleicht sprang er einem mit Lebensgefahr Ringenden nach in's Wasser, und verletzte sich an verborgenen Pfählen? Dergleichen Dichtungen kann

ich mit solcher Wärme verfolgen, die erträumten Gefahren, in welchen ich mir ihn kämpfend dachte, sind mir schon so gegenwärtig geworden, daß ich manchmal nahe daran war, vom Stuhle aufzuspringen, um ihm zu helfen. Lache nicht über mich, Jettchen; an meiner Stelle würde Dir eben so seyn, wie mir ist. Verdrängte nun schnell ein Gedanke an die zweifelhafte und verdächtig gemachte Wirklichkeit den schönen Traum, wie seufzte ich dann nach einer Gewißheit, die, wenn auch nicht rühmlich, doch mindestens nicht beschimpfend für ihn wäre. Bald sollst Du mehr erfahren. Lebe wohl, und gebe der Himmel, daß, wenn Dich ein braver Mann liebt, keine Narbe in seinem Gesichte Dir so viel Unruhe macht, als Elbergs Stirn jetzt

Deiner

Christiane Müller."

Es war Nachmittags um drei Uhr, als die Liebende ihren Brief siegelte. Bis zum Abende hin ward nun noch Manches versucht, und nichts beschäftigend gefunden. Christiane las in einigen Büchern, aber die Bücher waren alle unausstehlich trocken; sie fing an zu nähen, aber immer gleitete der Faden aus dem Oehre; sie strickte, und richtete an ihrem Strumpfe eine Verwirrung an, aus welcher sie sich selbst nicht gleich wieder finden konnte; oft trat sie an's Klavier, und es war verstimmt, und am öftersten trat sie an's Fenster, aber die Straße war so todt; — bis eher, als sich's erwarten ließ, der rasche Hufschlag eines von Weitem schon erkannten Rosses, und der freundliche Gruß seines noch früher erkannten Reiters die Straße und das Zimmer, und vor Allem Christianens Herz belebte.

Nach einigen Minuten war Elberg schon von dem Oheim empfangen und von der Nichte gar warm und verständlich bewillkommt. Der Oheim kam, sobald er über die Reise erfragt hatte, was ihn Amts wegen anging, auf den Gedanken, daß seine Gegenwart nicht unumgänglich nothwendig sey, — und ging. Und was nun die beiden Liebenden äußerten, die Hinblicke, deren jeder eine wohlbekannte Bitte wiederholte, die Herblicke, deren jeder eine süße Zusage winkte, die Reden und Gegenreden, das Streben des Liebenden, im Lauschen auf jeden Gedanken, in der Ahnung jedes Wunsches, in seinem ganzen Wesen Liebe ausströmen zu lassen, und das Streben der Geliebten, so heißen Empfindungen dankbar zu erscheinen, kann sich Jeder denken, der noch nicht achzehn Jahre gelebt hat, aber beschreiben kann es Mancher nicht, der älter als achtzehn Jahre ist, und ich kann es auch nicht. Denn in ein vollständiges Gemälde gehörte auch die Darstellung der dem Zeichner entschlüpfenden Anwandlungen der weiblichen Schüchternheit und Sorgsamkeit, die jetzt zu offen gewesen zu seyn fürchtete, und dann wieder eben diese Furcht kränkend verrathen zu haben sich ängstete. Dergleichen zarte Weiblichkeit hatte Elbergen mit Zauberkraft schon mehrmals in demselben Augenblicke entzückt und bekümmert, als er im überwiegenden Gefühle der letztern Wirkung also begann:

Elberg. Sagen Sie, meine Beste, was ist Ihnen? Sie sind jetzt so weiß, wie eine weiße Rose, und vor einer Minute glühten Ihre Wangen, — und sieh' doch, jetzt glühen sie schon wieder. Ihnen ist doch recht wohl?

Christiane. Wie könnte mir besser seyn?

Elberg. Sie wurden ein Paar Mal ernst, Sie schienen nachzusinnen.

Christiane. Ich sann auch nach.

Elberg. Worüber, meine Gute? Etwa über die nahe Entscheidung meines Glückes? aber Sie werden bestürzt, Sie haben irgend ein Bedenken. Theilen Sie mir mit, was Ihnen Bedenken macht. Ist es mein Herz? ist es etwas in meinen Handlungen?

Christiane. Nichts! ach, nichts! — — aber die Narbe auf Ihrer Stirn — —

Elberg. Die schmückt mich freilich wohl nicht so, als Ihre lieben großen kornblumenblauen Augen Ihr Gesicht zieren. Die Narbe steht mir wohl recht übel?

Christiane. Uebel? O nein, nein, — aber —

Elberg. Verzeihen Sie meinem Scherze. Ich verstand Sie, denke ich. Sie trauen ihr nicht ganz?

Christiane. Ich? o ja von Herzen; aber die Leute, die bösen Leute — —

Elberg. Haben sie Ihnen verdächtig gemacht? Ja wohl, die bösen Leute! — Wir haben so Manches mit einander gesprochen, seltsam, daß wir nie darauf kamen. Die Narbe verdanke ich einer der glücklichsten Handlungen meines Lebens.

Christiane. Glücklichsten? Elberg, ach! erzählen Sie.

Elberg. Vor acht Jahren (Christiane versinkt in Nachsinnen) machte ich von der Universität aus eine ziemlich weite Reise. Ich übernachtete unter andern in einem Flecken Dinndorf.

Christiane (lebhaft). Dinndorf? Dinndorf?

Elberg. Ja, meine Beste. Es ist ein Flecken, etwa vierzig Meilen von hier. Sollten Sie da Verwandte haben? Wirklich lernte ich dort sehr genau einen Müller kennen. — Doch Ihr Name ist viel gemeiner, als Ihr Herz.

Christiane. O daß das wäre! — Aber erzählen Sie, erzählen Sie, ich will Sie auch nicht wieder unterbrechen, und sollte es mir noch so sauer werden.

Elberg. Ich saß am Abend in meinem Zimmer im Gasthofe, und las mit dem höchsten Antheil ein eben erschienenes treffliches Buch, und verlas mir den Schlaf. — Es war schon über ein Uhr, als plötzlich ein fürchterliches Rufen: Feuer! Feuer! zu meinem höchsten Schrecke durch die Straße schallte.

Christiane. Feuer? o Gott, Elberg! rasch, rasch!

Elberg. Was ist Ihnen, Theure? ist das so warmer Antheil an meiner Gefahr? Wohl mir! — Ich springe hinab, in der Nähe steht ein kleines hölzernes Haus in vollen Flammen, und noch war fast gar keine Hülfe da. Mein Kind! mein Kind! rief der Herr des Hauses, und wollte in eine Kammer hinten am Hofe, deren Thür man durch den dicken Dampf kaum sah. (Christiane ist in der heftigsten Bewegung.) Der Mann war betäubt, und wußte nicht, was und wohin er wollte. Ich drängte mich an ihm durch, raffte das zagende halbtodte, etwa zehnjährige Mädchen aus dem schwarzen Rauche, und aus meinen Armen empfing es der bebende Vater; — aber —

Christiane. O Gott, Elberg! Elberg! Dank! ewigen Dank! aber weiter, weiter!

Elberg. In dem nämlichen Augenblicke fiel ich betäubt zu Boden, und erwachte nach einiger Zeit in einem

Bette. Der Vater stand vor mir. Ein Balken war an mir niedergestürzt, und ein hervorragender Nagel hatte meine Stirn geritzt, ich war sinnlos hingesunken.

Christiane (tief gerührt). Ach, mein Elberg!

Elberg. Ich war nur gestreift. Nach acht Tagen konnte ich wieder abreisen. Der Vater gab mir diesen Ring zum Andenken, er ist mir ein Heiligthum. (Er reicht ihn Christianen, welche die Buchstaben innerhalb desselben ganz außer sich betrachtet.) Die Tochter hatte der Vorfall fürchterlich erschüttert, und ich habe sie nur ein Paar Mal im Bette in schrecklicher Fieberhitze gesehn.

Christiane (sinkt in seine Arme). So sehn Sie denn jetzt Ihre Gerettete, unaussprechlich Dankbare! (Sie drückt seine Hand an ihre Brust und küßt sie mit Inbrunst; Elberg weiß sich nicht zu fassen.) Mein Vater hat mir meinen Retter immer von Berg genannt; wie habe ich geschmachtet, etwas von dem Manne zu erfahren, und nun sind — Sie es. Besinnen Sie sich, Elberg! besinnen Sie sich; sehn Sie das aus den Flammen gerissene Mädchen, und nehmen Sie diesen Ring aus den Händen der Liebe, der heiligsten Ehrfurcht zurück.

Elberg. Was ist das? o Gott! reden Sie, was ist das? (Mit trunkenem Blicke gen Himmel) Allgütiger Weltregierer, meine Liebe, mein Alles hätte ich mir erhalten? Aber es ist wohl nur ein Traum? Wie wäre denn das? meine Christiane, wie denn?

Christiane. Der Müller, der Ihnen diesen Ring gab, war mein Vater, er hatte dort eine kleine Bedienung. Ein Jahr nachher starb er; mein Oheim nahm mich arme Verlassene vor einigen Jahren zu sich.

Elberg. Und man hat mir gesagt, Sie wären aus einem Oertchen Sollstädt, ohngefähr zehn Meilen von hier, gebürtig.

Christiane. Der Irrthum ist leicht möglich. Nicht Jeder bekümmert sich so genau um eine dürftige Waise. Ich habe in Sollstädt wirklich ein Paar Jahre bei einem Verwandten gelebt, von da bin ich zu meinem guten Oheim gekommen. — Doch von der vergangenen Zeit wollen wir uns noch manche Stunde, manchen Tag selig erzählen. Jetzt kommen Sie, kommen Sie zum Oheim.

Elberg. Allgütiger Weltregierer, wie soll ich dir danken? — Und nun, Beste, Theuerste — hindert Sie noch etwas, die Meinige zu werden?

Christiane. Ewig, ewig die Deinige. (Sie sinken einander in die Arme.)

Das Spielwerk.

Bodner war durch die beste Bildung und durch rastlose Anwendung seiner vorzüglichen Kräfte ein sehr begüterter Kaufmann geworden. Er besaß, was allen Reichthum weit überwiegt, Einsicht und Willen, sein Vermögen glücklich und menschenfreundlich zu genießen. Eine edle Gattin theilte treulich seine Schicksale, und aufblühende Kinder wuchsen seinen süßen Hoffnungen entgegen.

Blos die weite Entfernung von seinem Vaterlande versenkte sein gefühlvolles Herz bisweilen in sanfte Wehmuth. Seine Eltern waren kurze Zeit, nachdem sie ihn in seinem fünfzehnten Jahre zur Erlernung der Handlung von sich geschickt hatten, gestorben, die nächsten Verwandten waren ihnen gefolgt, — o wie bald schwinden oft zahlreiche Geschlechter aus Städten und Dörfern! — und so hatte er den theuren Schauplatz seiner Kindheit, so hatte er seine unvergessenen Jugendfreunde nicht wieder gesehn. Besonders lebhaft wurden in ihm immer die Erinnerungen an die guten gewesenen Zeiten, wenn seine Geschäfte ihm Reisen auflegten. Sein häuslicher Sinn hing dann zärtlich und sorglich an seinen Entfernten, und mit seinen milden Empfin=

dungen flossen gar traulich die Bilder der frohen Vergangenheit zusammen.

So war es ihm einst, da er auf einer Reise an einem Orte, wo er keinen Menschen näher kannte, ein Paar Tage in Handelsangelegenheiten weilen mußte. Als er am frühen Morgen nach seiner Ankunft in dem Gasthofe, wo er übernachtete, lauter fremde, untheilnehmende Gesichter, und bei einem Blicke auf die Straße keine bekannte Erscheinung bemerkte, so eilte er, bis mancherlei Beschickungen ihn in die Stadt zurückrufen würden, auf einem Spaziergange seine Gefühle, die an den Seinigen hingen, zwischen welchen ihm jetzt mehr als dreißig Meilen lagen, und seine Liebe für die Schönheiten der Natur zu nähren. Sanft ergötzte ihn, sobald er in's Freie trat, der Anblick einer großen, vom lichten Morgenscheine vergoldeten Ebene, das Gewimmel der beim Heumachen geschäftigen Arbeiter, der Kranz von grünen Rebenbergen, welche die Aussicht begrenzten, und der breite, ruhig hingleitende Strom, dessen Ufer hier bläuliche Sahlweiden, und dort schattige Gebüsche umlaubten. Mehr als alles das aber fesselte dicht vor dem Thore ein Meierhof, dessen Wohngebäude das ganze schöne Thal überschaute, seine Augen. Das Haus schimmerte so reinlich hervor, sein ganzes Ansehn verkündigte so sichtlich einen ordentlichen, das Vorhandene schmückenden Besitzer, daß er es lange innig betrachtete, und mit dem Gedanken vorbeiging: Glücklicher Mann, den sein Beruf nicht von seinem Weibe und seinen Kindern treibt. Dann stand er still auf dem Hügel, der sich hinter dem ländlichen Gute hob, und übersah von da flüchtig den hellen, geräumigen Hof, und dann haftender den Garten, der fast bis zum Gipfel der Höhe, von einem zierlichen Gehege umgeben, hinanlief.

So sehr ihn der Umfang und die gefällige Anordnung des Gartens hier mit seinen Beeten voll des mannigfaltigsten Gemüses, dort mit kräftigen Fruchtbäumen im hohen Grase, mit seinen Gängen und Hecken vergnügte, so zog ihn doch etwas anfangs nur dunkel bemerktes Altes und Bekanntes in der ganzen Einrichtung desselben noch weit inniger an. Er meinte bei der ersten Uebersicht, vorlängst etwas sehr Aehnliches gesehen zu haben; als seine Augen aber auf dem Eingange und auf Allem, was ihn zunächst umgab, länger ruhten, fühlte er sich augenblicklich an seinen Geburtsort, den er wenigstens zwanzig Meilen entfernt wußte, versetzt. O Vaterland! o Follmann! o mein Adolph! hätte er ausrufen mögen. Denn gerade so war es, wenn man in den Garten des rechtschaffenen Pachters Follmann trat, dessen Sohn, der gutmüthige Adolph, einst sein ganzes Herz hatte. Gerade so wölbte sich dicht an der Thür eine runde Geißblattlaube, hinter derselben schimmerte ein kleiner Weiher, von Schilfe umwankt, dessen braune seidne Häupter ihm als Knaben so wohl gefielen; gerade so lief zur Linken zwischen einer Hecke von Johannisbeeren und Stachelbeeren eine Kegelbahn hinab; gerade so stand am Ende derselben eine junge Linde. Ach, mein Adolph, dachte er, welcher gütige Zufall, oder welche liebe, gleichempfindende Seele hat hier das Paradies unsrer Kindheit nachgebildet? Ist mir's doch, als wäre das die Laube, in welcher wir die Sprenkel zum Fange der Rothkehlchen bereiteten, als wäre dies der Teich, dessen Fische wir mit Brocken fütterten, aus dessen Schilfe ich manchen wankenden Halm schnitt, dies die Hecke, wo immer Hänflinge brüteten, das die Kegelbahn, auf welcher wir an den schulfreien Nachmittagen des Mittwochs und Sonnabends spielten, und jenes die Linde, von welcher wir einst ein Nest mit jungen Finken herabholten.

Neugierig wandte er nun seinen Blick nach dem Hofe, ob ihm auch da vielleicht ehemalige Erscheinungen gleich alten Freunden begegnen möchten. Tauben, die ihren Thurm umschwärmten, oder auf den Dächern der Scheuern und Ställe sich sonnten, emsige Hühner, Enten, die auf dem Sumpfe schwammen, ruhende und wandelnde Kühe, von spielenden Kälbern umgaukelt, und ein Paar Wagen mit Heu, die von fleißigen Arbeitern entlastet wurden, hätte ihm nun freilich jedes ländliche Gut gezeigt, hier aber schien Alles ihn näher anzugehn, und als seine Augen den Brunnen trafen, wußte er sich vor Erstaunen kaum noch zu fassen. Denn, o Wunder! gerade so war der Brunnen in Follmanns Hofe gebaut, gerade so war er mit grünen Brettern gedeckt, gerade so war die Spitze mit einem gelben Aehrenkranze aus Schnitzwerk verziert, über welchem sich eine Sichel erhob. Fast wähnte er, auf dieser einen Vogel zu sehn, wie er einst an Adolphs Seite auf Follmanns Brunnen einen entwischten Hänfling sah, den er vergebens in den Käficht zurücklockte. Süß betroffen und überrascht sank er nun auf dem Rasen des Hügels nieder, den dichter Feldkümmel umduftete und einzelne Feldnelken mit rothen Häuptern umwankten, und schwelgte mit oft sich näßenden Augen in der Fülle überseliger Erinnerungen so lange, bis er glaubte, daß man ihn in der Stadt bald erwarten werde. Mit Seufzen und mit innerm Zwange verließ er das herrliche Plätzchen, das er noch einmal zu besuchen beschloß, und wandelte langsam und sinnend zurück.

Und siehe, vor dem Wohnhause des Meierhofes saß ein rothwangiger gelbhaariger Knabe, in dessen freundlichem Gesichte Züge, die Bodnern bekannt schienen, mit fremden sich mischten. Das Kind blickte gleichgültig auf, als Je=

mand neben ihm still stand, und verlor sich dann wieder in dem entzückten Anschaun der Herrlichkeiten eines vor ihm stehenden Spielwerks. Es war auch wirklich nichts Kleines: Bergleute in verschiedenen Stellungen, mancherlei Geräth, Lampen, Winden und Kübel, mit und ohne Erz, waren, sauber geschnitzt, gar künstlich in einer gläsernen Flasche eingeschlossen.

Bin ich heute bezaubert? dachte Bodner, und noch nie hatte er sich so lebhaft als jetzt in die Tage seiner Kindheit zurückgeträumt. Gerade ein solches Bergwerk war der kostbarste Schatz seines leicht befriedigten Knabenherzens gewesen. Wie reich wären Könige, wenn sie sich der erwünschtesten Ausbeute von Golde und Silber, die ihre Bergwerke geben, so freuen könnten, wie ihn einst die Musterung der schwarzen Männer, der Eimer und des Erzes in seinem Glase beglückte. Adolph schwebte wieder vor Bodners Seele, denn bei einer Krankheit jenes Gespielen hatte dieser die Aufopferung von sich errungen, dem leidenden Lieblinge das Bergwerk zur Erheiterung zu schenken. Es war ihm, als sähe er es noch, wie das kranke Kind sich erstaunt in dem Bette aufrichtete, und mit blassen Lippen über den unschätzbaren Reichthum, der ihm zu Theil ward, lächelte, und alle seine Wünsche für alle Zeiten erfüllt glaubte.

Mit vollem Herzen trat er dem beschäftigten Kleinen näher. Du spielst ja so schön, sagte er. Ja wohl, lallte das Kind, damit spiele ich nicht immer, das gibt mir die liebe Mutter nur manchmal, und schließt es dann wieder in den Schrank. Wie heißest Du denn? fuhr Bodner fort. Verwundert, daß der Mann das nicht einmal wisse, sah ihn der Junge mit großen blauen Augen lange an, und lächelte. Ich bin Wilhelm, sagte er endlich, und drehte sein Bergwerk

nach einer andern Seite herum. Wie heißt Dein Vater? hob der Fragende von Neuem an. Lieber Vater, erwiederte Wilhelm mit unbeschreiblich freundlicher Geberde, Töffel aber sagt immer Herr Amtmann. Bodnern rannen indeß unwillkührlich Thränen von den Wangen, als er das Spiel genauer betrachtete. Denn wer kann Schätze seiner Kindheit ohne Wehmuth wieder erblicken? Und wahrlich, ähnlicher konnte nichts seyn, derselbe Künstler mußte eine ganz gleiche Arbeit zweimal haben machen wollen. Gerade so lag in der einen Ecke ein Bergmann auf den Knieen, gerade so lief an der Seite der Flasche eine Rinne mit Erz hin, gerade so stand neben ihr ein Eimer und ein Karren. Bedenklich bemerkte Wilhelm den Antheil, mit welchem der Fremdling sein Bergwerk beschaute, und besorgt, daß er Absichten darauf habe, nahm er es hastig und eilte damit in's Haus. Draußen ist ein Mann, sagte er, als er hinein kam, der möchte wohl mein Bergwerk gern haben; doch ich werde es ihm nicht geben. Bodner aber ging mit mancherlei Gedanken zaudernd weiter.

Als er sich umsah, stand das Kind mit einem langen Manne wieder in der Thür. Was ist das, stammelte Bodner. Wie ist mir denn? rief der Amtmann, denn der war es. Augenblicklich breiteten Beide die Arme aus, Beider Augen gingen über, Beide drückten einander lange mit dem wiederholten Ausrufe: o Bodner! o Follmann! an die ungestüm und wehmüthig klopfende Brust. O herein, herein! begann endlich Follmann etwas besonnener, Wilhelm hängte sich hüpfend an des Gastes Hand, und ohne deutlich zu wissen, wie er dazu kam, sah sich Bodner der schönen Gattin des Amtmanns, die ihm mit einem lieblichen Mädchen auf dem Arme entgegen ging, von ihrem hocherfreuten Gatten

als sein bester Jugendgespiele, der ihm in einer Krankheit das Bergwerk schenkte, vorgestellt, und hörte ein oft wiederholtes inniges Willkommen.

Wem man die mächtigen, so mannigfach vermischten Empfindungen von Herzensfreunden, bei dem unvermutheten Wiedersehn nach mehr als zwanzig Jahren, beschreiben müßte, was ließ sich dem wohl beschreiben! Beide segneten die Gunst der Umstände, die es ihnen besser werden ließ, als manchen Andern, die sich liebten und trennten, und nachher auf ihren einander verhüllten Lebenswegen dicht an einem Wandrer hinstreifen, ohne in ihm einen Freund zu ahnen. Und keine halbe Stunde war vergangen, als Follmann schon seines Gastes Schicksale und seinen Wohlstand, und Bodner wußte, wie Follmann auf dieses Gut gekommen sey, wie er das Zutrauen des Vaters seines Weibes und die Liebe der Tochter gewonnen, bald darauf den Greis zur Erde bestattet, wie er sein eignes Vermögen zur Erweiterung und Verschönerung des Meierhofes verwandt, und aus unauslöschlicher Liebe für das alte Pachtgut seines verstorbenen Vaters, im Garten und auf dem Hofe Manches nach treuen Erinnerungen eingerichtet habe.

Daß aus dem Gasthofe Bodners Gepäck nun auf das schnellste herbeigeschafft ward, daß dieser blos einige Stunden des Tages seinen Geschäften widmete, und die Abende und die Morgen mit dem Freunde und der neu erworbenen trefflichen Freundin bald hier, bald da, und besonders in der traulichen Geißblattlaube unter nie sich erschöpfenden Mittheilungen genoß, wird Jeder schon erwartet haben. Mit Freuden blieb der Kaufmann einen Tag länger in der Gegend, als er beschlossen gehabt hatte. Nie war ein Wirth und eine Wirthin fröhlicher, vertrauter und gastfreier, nie

war ein Gast befriedigter und glücklicher; nie flossen bei einem Abschiede heißere Thränen, als da die beiden Jugendgenossen sich trennten.

Bodner kaufte seinen Kindern nebst andern Spielsachen, die er ihnen mitzubringen versprochen hatte, ein Bergwerk, und nie sah er sie dabei vergnügt, ohne sich an den rührenden Bildern der drei bei Follmanns ihm verflossenen Tage zu weiden, die zu den seligsten seines Lebens gehörten.

Der Rosenstock.

Es war der Nachmittag des kürzesten Tages im Jahre, als der edle und gelehrte Waston, der seit sechs Monaten, aus der Ferne berufen, einer Bildungsanstalt als Lehrer der Philosophie nützte, zwei Stunden ungeduldig und unfleißig am Fenster stand. Fleißig meinte er zwar zu seyn, denn es lag eine Menge Anzeigen und Zeitschriften vor ihm, in welchen er aber wenig las, und die der zu steter Arbeit gewöhnte Mann eigentlich nur zusammen getragen hatte, weil er sich selbst nicht unthätig scheinen mochte. Im Grunde war er es doch aus derselben Ursache, aus welcher er seit einiger Zeit manchmal im Stande war, seine auserwählte Philosophie Stunden lang zu vergessen.

Eine andere Philosophie nämlich, Liebe, die Philosophie des Herzens, hatte mit jener sein ganzes Wesen getheilt. Beide beherrschten ihn einträchtig mit einander, und wenn sie bisweilen in Absicht der Zeit, die jede zu ihrem Dienste forderte, nicht zugleich befriedigt werden konnten, weil die lebhaftere, wärmere Philosophie des Herzens hier gewöhnlich etwas viel verlangte, so gab die ruhigere und kältere Philosophie des Geistes um des Friedens willen verständig

nach. So war es, als Waston ein Paar Stunden am Fenster harrte, um seine schöne Nachbarin Amalie mit ihrer Mutter in eine Gesellschaft wandeln zu sehen, zu welcher sie, wie er wußte, eingeladen war. Er hatte die Zeit über auch nicht einmal an die Philosophie gedacht.

Endlich klingelte die benachbarte Thür. Hastig hob er ein Zeitungsblatt in die Höhe, über welches er sehr aufmerksam hinweg auf die Straße sah, und siehe, Amalie blickte von Weitem schon nach seinem Fenster, und als sie ihm gegenüber war, verneigte sie sich früher, als ihre Mutter, sehr freundlich und sittsam. Sie hatte das im Vorbeigehn schon mehrmals gethan, aber so schön, so bezaubernd schön als heute hatte Waston sie nie gefunden. So herzrührend hatte ihr großes schwarzes Auge noch nie geglänzt, so frisch die Blume der Jugend und Unschuld auf ihren Wangen und Lippen noch nie geschimmert, so braun hatten ihm die langen Haare noch nie geschienen, als sie jetzt abstechend gegen ihr weißes Gewand niederwallten. Er dachte also auch, da sie nun vorüber, und das zum Nachschauen behutsam geöffnete Fenster wieder geschlossen war, nicht an Philosophie, — sondern an einen Rosenstock.

Waston hatte zwei Mal, leider erst zwei Mal in einem Gespräche mit Amalien das allgemeine Lob ihres Verstandes und ihrer holden Sitten bestätigt gefunden. Als er das letzte Mal, im Anfange des Herbstes, dieses Glück genoß, war der Schönen in dem Laufe der Unterredung die Aeußerung entfallen, wie werth ihr ein Rosenstock sey, der im Winter in einem Topfe blühe, daß es ihr aber mit der Erziehung eines solchen noch nimmer habe glücken wollen. Waston hatte sich das gemerkt, und sogleich Anstalten gemacht, den Wunsch seiner Theuern unerwartet zu befriedi=

gen. Nun weiß Jeder, der nicht etwa als Gärtner das beste Verfahren gründlich kennt, daß solche Erziehung nicht immer gelingt, und vielleicht ist unter meinen Lesern mancher, der einen Blumentopf lange emsig und sorgsam herumtrug, und nach Monaten doch nur dürre Reiser, oder höchstens einige matte Blätter sah. Es ging unserm Waston nicht viel besser, ob er gleich verschiedene Bücher über die Pflege eines Rosenstrauchs, der um Weihnachten blühen soll, nachgeschlagen hatte. Von mehren eingesetzten Stöcken standen die meisten so trocken und störrisch, als ob sie zum Trotze für die Gewalt, die ihnen angethan ward, gar nicht wieder blühen wollten. Ein Paar hatten ihre Kräfte an dem Laube, das sie hervortrieben, erschöpft, und nur ein lieber folgsamer Pflegling prangte mit jungen grünen Zweigen und mit einer einzigen großen Knospe, die, wenn Alles gut ging, nach vierzehn Tagen entfaltet seyn konnte.

Dann wollte er Amalien den Blumentopf schicken, dann wollte er selbst hingehn, seine Dreistigkeit zu entschuldigen, dabei wollte er den ersten Faden zu dem süßen Bande des Umgangs, und an dieses ganz allmählig das süßere Band der Liebe knüpfen. Er wußte schon, was er beim Eintritte in ihr Zimmer, er wußte schon, was er bei ihrem Danke, und was er ihr nachher zu sagen hatte, und hoffte, der Rolle die er spielen würde, innerhalb der zwei Wochen recht mächtig zu werden. Wenn nun gleich Jeder, der etwas anfängt, an seiner Rolle lernt, von dem Gesandten eines Herrschers bis zu dem dürftigsten Briefboten, von der Vertrauten einer Königin bis zu dem neu aufgenommenen Spittelweibe, das sich von seiner ältern Freundin die Verse vorsprechen läßt, die vor den Thüren hergesagt werden müssen, so bedenkt und bearbeitet doch wohl Niemand seine Rolle herzlicher und sorgsamer, als Liebende, wenn diese gleich durch die

Umstände am öftersten in die Nothwendigkeit gesetzt werden, die vorbereitete Rolle aufzugeben, und aus dem Stegreife zu handeln.

Das Letzte bedachte Waston nicht, er glaubte, seine Rolle ganz zu übersehn, und das Wesentliche derselben völlig in seiner Gewalt zu haben. Daher eilte er jetzt entzückter als je zu dem Rosenstocke, den er so zärtlich erzogen hatte, wie nur Eltern ein Lieblingskind erziehen können. Es war am Nachmittage merklich wärmer geworden, als vorher, der Rosenstock sollte also, was ihm heute noch nicht ward, der frischen Luft etwas genießen. Eigenhändig trug ihn Waston in das Haus. Weil die Hofthür offen stand, so öffnete er nur ein wenig, um des freien Durchzugs willen, die Hausthür, und ging dann mit dem frohen Gedanken in die Stube zurück, wie viel das zum Gedeihen seines Zöglings beitragen werde.

Ein halbes Stündchen ungefähr war dieser gelüftet, die Abenddämmerung nahm zu, und Waston entschloß sich eben, den Blumentopf wieder in die Stube zu holen, als er plötzlich, wie horchte er auf! an dem Rosenstocke etwas rascheln hörte. Schnell reißt er die Thür auf, und sieht, — man denke sich sein Gefühl, — ein Schaf gar emsig an dem theuren Laube speisen. Zum Unglücke stand gerade eine Ofengabel am Eingange des Zimmers; sie sehen und ergreifen und auf das genäschige Geschöpf daniederschlagen, war das Werk eines Augenblicks. Wie? sagt man, ein Philosoph und ein edler Mann, wie Waston seyn soll, konnte sich gegen ein unvernünftiges Thier, das in aller Unschuld frißt, was ihm vorkommt, so vergessen? Ein Philosoph war Waston gewiß, aber er war außerdem auch ein Mensch, und daß er ein guter, trefflicher Mensch war, das hatte er erst

an dem jetzigen und am vorigen Tage bewiesen. Er hatte heute Vormittags eine wackere Handlung vollbracht, und gestern den Sieg über sich errungen, einem Manne, der ihn aus Eifersucht auf Ehre und Brod höhern Orts angeschwärzt hatte, großmüthig zu verzeihen, da er ihm schaden konnte. An seiner letzten Handlung hatte die Philosophie freilich keinen Antheil; aber man setze sich an seine Stelle. Er hielt ja den Streich für das einzige Mittel, die Knospe zu retten, und doch bereute er ihn schon, als er ihn führte, noch ehe er wußte, daß er fruchtlos sey. Denn erst als der Schlag fiel, bemerkte er mit Entsetzen, daß die Knospe bereits verzehrt war, — und in demselben Augenblicke stürzte das Schaf zu seinem Schrecken taumelnd nieder, und ein helles Klingeln tönte durch das Haus.

Ein Klingeln? — — o wehe! wehe! Amalie hielt ein Lieblingsschäfchen, das trug gewöhnlich eine Schelle an dem Halse. Wie, wenn das gefallene Amalien gehörte? — Ach, es war Amaliens Schaf, und das sanfte Thierchen war erschlagen. Wastons Bestürzung war unbeschreiblich. Er hatte das Schaf zwar nur ein Paar Mal auf der Straße gesehen, aber er liebte es wenigstens so sehr, als alle übrigen Schafe in der Welt zusammengenommen, weil es Amalien gehörte, und er würde es sehr freundlich empfangen haben, wenn es ihn je vorher hätte besuchen wollen. Wirklich hatte er ihm schon vor einigen Tagen vergebens Brod gewiesen, es an sich zu locken. Und nun hatte es sein offnes Haus eines Zuspruchs würdigen wollen, zum Unglück hatte das Glöcklein nicht läuten, oder der begeisterte Mann in der Stube es überhören, so hatte das Schaf kläglicher Weise den Rosenstock treffen, und ach! noch mehr kläglicher Weise seinen

Tod finden müssen. O wehe! dachte Waston, was wird nun daraus werden? wie soll es Amalie erfahren, und wie wird sie mir zürnen, wenn sie es erfährt? was wird sie nun von mir und meinem Herzen und meiner Philosophie denken?

Er war mit sich selbst und mit der ganzen Welt, und also auch mit der Aufwärterin unzufrieden, die eben vom Hofe in das Haus trat. Da sehe sie nun, rief er ihr von weitem zu, hier ist ein Schaf gestorben, und daran ist kein Mensch Schuld, als sie. Wie oft hat sie mir schon ihr Vieh in's Haus gelassen! Kann ich wohl, da ein Schaf an meinen Rosenstock kommt, anders denken, als daß es hier vom Hofe ist? Nun muß ich den Verdruß erleben, ein fremdes Thier todt geschlagen zu haben. Bringe sie mir im Augenblicke Licht. Stillschweigend zündete sie eine Kerze an, und setzte sie mit dem jähen Ausrufe hin: O Schade, Schade! da werden Sie es bei unserer schönen Nachbarin Amalie recht übel gemacht haben. Gerade solche Worte waren erforderlich, um von Neuem den Erguß einer zwar ruhigern, aber desto längern Fluth von Vorwürfen auf sich zu leiten. Schlimm genug, wenn sich nicht einmal ein Schaf und ein Philosoph vertragen können, — und wenn der Philosoph dem Schafe den Kopf einschlägt, so muß die Aufwärterin dafür büßen. So ungefähr dachte sie bei sich, und ging mit einer Heftigkeit in den Schritten, die es zu verstehn gab, daß sie ungehalten war, zur Ausrichtung eines vorher empfangenen Auftrags aus dem Hause. Lasse sie sich ja gegen Niemanden etwas merken, rief er ihr nach; ich will erst sehen, was ich mache, ich will Alles überlegen.

Nun stand er da und überlegte, dann ging er sinnend hin und her, dann blickte er wieder mitleidig und mit in

einander geschlungenen Armen auf das Schäfchen, und machte einen Versuch nach dem andern, es wieder zu beleben. Er untersuchte es, er streichelte es, er rüttelte es, er wollte es aufrecht stellen, allein es war auf immer todt. Er wußte in der Betäubung nicht mehr, wie ihm war. Sollte ihm, dachte er, wohl das Halsband zu fest gebunden seyn? — und hastig band er es los. Da fiel hellklingend etwas auf den Boden, und, o Wunder! zu seinen Füßen blitzte ein herrlicher Ring. Was ist nun das wieder? soll mir denn heute Alles unbegreiflich gehn? Ich muß einen Rosenstock verlieren, ein Schaf erlegen, und nun gar einen Ring finden, da entdecke mir ein Andrer den Zusammenhang, sprach er halblaut, und staunte das Kleinod an, welches er, ohne gerade Kenner zu seyn, doch für sehr köstlich halten mußte.

Indem trat die Aufwärterin wieder herein. Stellen Sie sich vor, rief sie von weitem schon mit allen Zeichen des Bedauerns, und mit einer Stimme, die etwas Ungewöhnliches erwarten ließ, die schöne Amalie, (ihre Magd erzählte es mir eben), hat einen sehr theuern Ring verloren, sie ist ganz außer sich. Als sie ausgegangen wäre, hat sie gesagt, hätte sie ihn noch gehabt, jetzt wär' es ihr in der Gesellschaft erst aufgefallen, daß er fort sey. Da ist sie gleich nach Hause gelaufen, ohne der Mutter etwas davon zu sagen, weil sie fürchtet, diese möchte böse werden, und nun sucht sie im ganzen Hause herum, und stört Alles durch, und hat ihn nicht gefunden, und kann gar nicht rathen, wo und wie sie darum gekommen seyn mag.

Die gute Amalie war beim Weggehn etwas zerstreut gewesen, sonst wären ihre Gedanken vielleicht auf ihr Schäfchen gefallen, das ihr jetzt nicht einmal einfiel. Die ganze

Sache verhielt sich also: Das gute Kind hatte sich ein wenig lange geputzt. Nun vollenden die Mütter ihren Anzug immer rascher, als die Töchter, und haben es so an der Art, daß sie dann ein wenig treiben. Bist Du denn noch nicht fertig, Mädchen, hieß es endlich. Diesem Rufe folgte Malchen schnell mit den Handschuhen unter dem Arme. Vor dem Zimmer trat ihr Lieblingsthierchen ihr entgegen, das streichelte sie denn im Vorbeigehn, und rückte ihm das Halsband zurecht. Und das Halsband hatte den Ring vom Finger gestreift, und zum Glücke auch nicht fallen lassen. Malchen hatte dann sogleich in dem düstern Hause die Handschuhe angezogen und sich dadurch selbst ihren Verlust verhüllt, den sie nun vor Kurzem mit großem Schrecke über ihren Schaden, und mehr noch über den Unwillen, den die Mutter darüber haben möchte, bemerkte. Daß die Mutter zürnen und schmälen würde, das war ausgemacht, denn sie war eine gar häusliche Frau. Und häusliche Mütter pflegen es nicht gern zu sehn, wenn die Töchter theure Ringe verlieren.

Waston sprang in der erschrecklichsten Verlegenheit in's Zimmer, lief einige Mal unruhig darin auf und ab, und ging mit sich zu Rathe, wie er sich verhalten solle. Die Rolle, die er sich so schön ersonnen und erlernt hatte, war ohnedies durch den Tod des Rosenstockes und des Schafes ganz vernichtet, und es war augenscheinlich, daß er nun aus dem Stegreife handeln mußte. Und wo das Herz handelt, da wird das Spiel aus dem Stegreife gewöhnlich besser und wirksamer, als es die längste Vorbereitung hätte machen können. Was zögere ich! dachte er, die Theure ist in Angst, darin darf sie nicht ein Augenblickchen mehr bleiben, ich muß hin. — — Und er eilte hin.

Ein Paar verlegenere junge Leute sind schwerlich je zusammen gekommen. Das Mädchen war über den Ring, der Jüngling über den Rosenstock und über das Schaf in der äußersten Bestürzung. Zu überraschendem Vergnügen überreichte Waston Amalien stammelnd und zitternd den Ring. Seine Erörterung, wie er dazu gekommen sey, ging natürlich von seiner Liebe und von dem Rosenstocke aus, und nie hatte er so unzusammenhängend und zugleich so glücklich gesprochen. Amalie hatte den jungen Mann wegen einiger seiner Schriften, die sie las, und darnach, wie sie ihn kennen lernte, schon längst geschätzt, und sein ganzes gegenwärtiges Benehmen, sein Bitten um Vergebung, die unwiderstehliche Sprache seiner Liebe und Angst, seiner Achtung und Verwirrung, seiner Furcht und seiner Zärtlichkeit, rührte ihr Herz so, daß sie sich ganz leise gestand, sie könne den Jüngling wohl lieben, der sie so liebte, der ihr Schäfchen erschlug, und ihren Ring rettete.

Waston hatte eine sehr glückliche Viertelstunde, denn die holde Schöne zürnte nicht, und jeder Blick und jede Geberde winkte Milde und Frieden. Nachgiebig erlaubte sie es ihm auch, sie zu dem Hause, wo man ihrer harrte, zurück zu begleiten, und als er zum Abschiede innigst ihre Hand küßte, war es ihm, als hätte sie seine Wärme mit einem bescheidenen Händedrucke belohnt.

Am folgenden Tage mußte er nun natürlich auch die Verzeihung der Mutter suchen, und nach der Lage der Dinge auch hier die Entschuldigung mit einer entschlossenen Erklärung beginnen. Und diese Entschuldigung und diese Erklärung erwarben ihm die Wonne, den ganzen Nachmittag bis zum Abende in dem Hause der rechtschaffenen Wittwe zu

bleiben, — und ehe der kürzeste Tag wieder nahte, gehörten Amalie und Waston zu den frohesten Gatten der Stadt.

Bemerkungen würde nun doch Niemand mehr lesen, und wer wäre auch nicht ohne alle Bemerkung überzeugt, daß, — wenn ein liebes Mädchen einen kostbaren Ring am Finger trägt, und nicht sorgsam über seine Hand wacht, wenn ein junger Mann einen Rosenstock zieht, und ihn nicht vor genäschigen Geschöpfen bewahrt, und wenn die Leidenschaft nach einer Ofengabel greift, was wenigstens einem Schafe das Leben kosten kann, — daß dieses Alles nicht stets zu einer Hochzeit führt.

Ueber Erziehung zur Häuslichkeit.

Eine Rede.

Wer es überlegt, daß die irdische Erziehung des Menschen vorzüglich in seinem Hause entsteht und gedeiht, daß in seinem Wirkungskreise das Haus gleichsam der Mittelpunkt ist, in welchem alle Einwirkungen von außen zusammenströmen, aus welchem seine Kräfte nach außen hin walten, — wer es überlegt, daß die meisten Menschen den größten Theil ihrer Tage in dem stillen Schatten des häuslichen Lebens hinbringen, oder doch den ruhigern und freundlichern Theil desselben in diesem Schatten würzen und genießen, der wird die Würde der Häuslichkeit im hellsten Lichte erkennen, von Herzen fühlen. Mag er nun überhaupt den wohlgeordneten Sinn, der sich in dem Schooße geräuschloser Thätigkeit und Freude befriediget findet, Häuslichkeit nennen, oder mag er sich darunter, wie ich es hier, mit Einschließung des angegebenen Begriffes, nehme, insbesondere die verständige Sinnesart des Fleißigen, Sparsamen und

Genügsamen denken, welcher die äußern Mittel zum Genusse häuslichen Wohls gut verwaltet, gut erhält, und wenn es seyn kann, vermehrt; immer wird er die Häuslichkeit als eine der schönsten und stärksten Säulen, auf welchen der Gott geheiligte Tempel der Menschheit ruht, verehren, und jeder Blume und jedem Kranze, womit die Säule geschmückt wird, milde zulächeln. Und so erwarte ich denn auch Ihre Nachsicht für einen Vortrag über die Erziehung zur Häuslichkeit. Etwas Neues werden Sie in dem Erziehungsgemälde, dessen Entwerfung ich wage, vermuthlich nicht finden, meine Verehrten, vielleicht werden in demselben die meisten Väter und Mütter unter meinen Zuhörern nur ihr eigenes Verfahren dargestellt sehen. Aber dann desto besser. Dann ist meine Rede der achtungsvolle Zuruf der Billigung eines Mitbürgers, dann genieße ich das Glück, das jeder empfindet, der, von einer weisen oder schönen That bewegt, dem Vollbringer derselben die Hand zu einem warmen, nicht verschmähten Drucke beut. Dieser fröhliche Gedanke gibt mir zu meinem Erziehungsgemälde Muth und Munterkeit.

Wenn alle Bildung des Menschen in gewissem Sinne mit seinem Leben anfangen sollte, so wird auch die Erziehung zur Häuslichkeit so früh als möglich beginnen, und dann schon wirken müssen, wenn das Kind zu denken anhebt, wenn es aus der Behandlung, die ihm zu Theile wird, Folgerungen machen, und nach derselben sich gewöhnen und verwöhnen kann. Möge also eine zu zärtliche und überflüssige Verpflegung des Säuglings allenfalls nur den Eltern zur Last werden; wichtiger, bedenklicher, oft durch das ganze Leben hin verderblich ist der Schade, den eine zu reichliche, üppige und auszeichnende Nährung, Schmückung und Belustigung des Kindes in den Knabenjahren anrichtet.

Das Kind soll auch wahrhaftig Kind, ganz Kind seyn, und einfacher, sparsamer, als Erwachsene behandelt werden. Nicht etwa, weil man sonst dem reifenden Jünglinge, dem gebildeten Manne, der blühenden Jungfrau, der erfahrnen Mutter keinen Vorzug ließe. Diese würden die Sache schon zu nehmen wissen, wie sie ist: sondern um des Kindes selbst willen, um seiner Gegenwart, um seiner Zukunft willen.

Man schraube ein Kind künstelnd zu den Bedürfnissen und den äußern Vorzügen der Erwachsenen hinauf, und ich frage dreist, welchen Ersatz kann man ihm für die Gegenwart geben, die ihm dadurch verloren geht, für die Güter, um die es getäuscht wird, indem man es zwingt, in der Kindheit nicht Kind zu seyn? Ich blicke auf die paradiesischen Gefilde des zarten Alters, und sehe mich dann in dem Getümmel, auf den Schaubühnen, auf den Märkten, in den Prunksälen der großen Welt umsonst nach etwas um, wodurch man dem Kleinen seinen Verlust vergüten könnte, den man zu früh aus den Gärten und aus den Träumen seiner Kindheit riß. Ein Kind ist so reich, so selig, Sorgen sind ihm Geburten einer fremden Gegend, in seiner kleinen Thätigkeit ist es frei und Herr, die Stimme seines eignen Jubels ist ihm mehr, als alle Concerte, ein Sprung auf den grünen Rasen mehr, als die künstlichsten Tänze, ein Schwarm von Gespielen mehr, als die glänzendsten Gesellschaften, ein Paar Birnen und Aepfel sind ihm ein Vorrath, woraus die Einbildungskraft Gerichte für ganze Tafeln schafft, und mehr als Schätze und Auszeichnungen sind ihm seine Spiele. Und spielen, ja, spielen mag das Kind. Der Menschenfreund würde weinen, wenn man dem Kinde seine Kleinigkeiten raubte, und der Menschenkenner würde fürchten, daß,

wenn die Kinder nicht mehr spielten, vielleicht hernach die Männer spielen möchten. Das Kind soll ganz Kind seyn, und es ist zum Theil um den Frühling seines Lebens gekommen, wenn man es die Genüsse seines Alters gegen den Schmuck und die Vergnügungen und Wünsche der spätern Zeit vertauschen lehrt; es darbt alsdann, wie der Hungernde bei gemalten Speisen, es geht betteln nach Freuden, wie der Sohn der Landstraße um Brod bettelt, wenn ihm gleich von goldenen Bergen geträumt hat.

Aber auch der Zukunft wegen ist dem Kinde eine wohlfeile, haushälterische, Manches versagende Pflege zu wünschen. Wenn man ihm zu viel gibt, wie soll sich's gewöhnen, einst auch mit Wenigem zufrieden zu seyn? Wenn es Alles erhält, was Andere haben und genießen, wie soll es lernen, einst so Manches nicht zu begehren, was Andre besitzen und verbrauchen? Wenn man ihm die Güter und Genüsse verleidet, die Gottes Einrichtung ihm anweist, wie wird es sich einst gern in die Grenzen fügen, die Umstände und Einkünfte ihm setzen? Das Kind, das mit Spielsachen, zumal mit theuern Kleinigkeiten überhäuft wird, verwöhnt sich doch offenbar, nicht wenig zu dem Erforderlichen zu rechnen, und lernt, durch die Menge seiner Besitzungen zerstreut, früh, viel zu haben, ohne irgend etwas zu lieben. Der Knabe, der Uhren verderbt hat, ehe er sich nach einer Uhr richten kann, wird leicht des Glaubens, daß für ihn und seine Launen nichts zu kostbar seyn könne, und der Kleine, der Alles, was den Gaumen kitzelt, kunstrichterlich beurtheilen gelernt hat, wird in Zukunft die erworbene Fertigkeit nicht müßig seyn lassen wollen. Da werden die Bilder dessen, was lieblich zu essen und zu trinken ist, mit der Börse oft im Streite seyn, und seine arme Seele wird sich

in stetem Kreislaufe um die Tafel drehn, und das ist doch fürwahr ein kläglicher Zustand. Eltern handeln also unstreitig weise, welche ihre Kinder einfacher und spärlicher kleiden, als sie selbst einher gehen, und ihre Kleinen diesen Unterschied auch wissen lassen, welche ihnen manches auch nicht Schädliche verweigern, weil es blos den Erwachsenen zukomme, und ihnen nicht von Allem, womit sie ihre Gäste bewirthen, wenn es gleich im Ueberfluß da ist, reichen.

Von den Eltern, die auf diese Art Kinder als Kinder behandeln, und ihnen den Geist der Kindheit zu bewahren suchen, läßt es sich auch erwarten, daß sie mit vorzüglicher Sorgsamkeit die süßeste, die zarteste, die verletzlichste Blume, die in dem Lenze des Lebens blüht, die kindliche Unschuld bewachen werden, mit welcher sie ihnen zugleich einem guten Theile nach den ruhigen Sinn für reine Freuden sichern. Ein durch Wollust verderbtes Herz gleicht einem verfinsterten Spiegel, in welchem sich nichts mehr lauter darstellt, und welchem nur übermäßig funkelnder Schimmer, oder das Auflodern einer wilden Flamme einigen Widerschein ablockt; da hingegen ein unschuldiger Sinn wie ein heller Spiegel ist, in welchem sich Alles in seiner wahren Gestalt abmalt, in welchem die mannigfaltigen Reize der Erde in ihrer ganzen Frischheit und Schönheit erscheinen. Der Lüstling, der keinen Frieden in sich selbst hat, sucht ihn da, wo er seinem eigenen lästigen Selbst am meisten entrissen wird, im Rausche der Zerstreuungen; er strebt, das Vergnügen, das ihn nicht freiwillig besucht, gewaltsam an sich zu knüpfen, und die Ketten, mit welchen er es binden will, in denen er sich aber nur selbst verstrickt, sind die Künsteleien der Ueppigkeit und die Fesseln des Aufwandes. Der Unschuldige aber

trägt die rege, lebendige Freude in sich, und es bedarf nur eines kleinen Anstoßes, so wirkt sie zu seiner Beseligung.

Beschützung der kindlichen Unschuld, mit sorgsamem Gebrauche der Einsichten und Erfahrungen, welche besonders einige neue Schriftsteller darüber mitgetheilt haben, wird also eine der ersten Angelegenheiten guter Eltern seyn. Wohl ihnen, ihr Bemühen wird ihnen gelingen, und sie werden in den unverfälscht erhaltenen Seelen ihrer Kinder leicht noch etwas niederlegen können, was sich mit dem Sinne der Häuslichkeit vorzüglich gern verschwistert, Liebe für die Schönheiten der Natur, Geschmack an den schuldlosen Freuden, die Keinem versagt sind. Die menschliche Natur schmachtet nach Vergnügen, und dieses Schmachten selbst scheint schon ein Vorgefühl der Harmonie zwischen Vollkommenheit und Glück zu seyn, durch welche sie einst ganz befriedigt werden wird; der Mensch will Freude haben. Wer diese nun in dem stillen Genusse der Schöpfung suchen und finden kann, der ist doch gewiß vor der Sucht nach kostbarerern und blendendern Belustigungen, durch welche so manches häusliche Wohl erschüttert wird, gesicherter, als wer das nicht vermag. Man sehe den, der sich für sein Tagewerk durch Betrachtung des begeisternden Morgenroths stärkt, der nach der Arbeit zwischen fruchtreichen Aeckern im Anschau'n der Abendsonne, oder des in Gluth emporschwimmenden Mondes, oder des gestirnten Himmels Erquickung schöpft und den Wechsel der Natur um sich her, von der Erneuerung ihrer Blüthenkrone und ihres Blumengeschmeides an, bis dahin, wenn sie sich in den weißen Schleier des Winters hüllt, mit Wärme beachtet. Er wird zu viel Geist haben, als daß er Nächte bei gedankenlosem Spiele verschwenden, und die Seinigen indeß über den möglichen Verlust zagen, oder der schreckli=

chen Zurückkunft des durch Unglück mürrisch gemachten Thoren zitternd entgegen harren lassen könnte. Man sehe den, welchen das Entschlafen und Welken im Herbste bewegt, den ein mondheller Abend in nachsinnende Wehmuth, in die milden Schauer der Erinnerung oder des Ahnens der Zukunft wiegt, der beim Sommerregen fühlt, wie sich dessen Unzählige freuen, den es rührt, wenn die Aernter mit Sensen und Rechen nach dem Felde gehen, um die Gaben zu nehmen, die der Allernährer seinen Kindern zugemessen hat, den der Blitz und der Donner zur Anbetung des Wesens weckt, dessen Größe das Gemüth mehr füllt, als das majestätische Gewitter die Sinne. Er wird zu viel Herz haben, in selbstischer Verschlossenheit außer seiner Wohnung zu schwelgen, alle Künsteleien der Ueppigkeit zu versuchen, und theure Weine zu verschütten, indeß zu Hause die Gattin mit den Kindern um Brod für den Hunger bange ist.

Kindlichkeit also, Unschuld und Offenheit für die Schönheiten der Natur halten den Sinn der Kinder fähig, Häuslichkeit aufzunehmen, und sie wird gedeihen, wenn sie darin ihre Wartung findet, daß man die Kleinen zeitig zum häuslichen Fleiße, zur Erwerbsamkeit, zu bedächtlicher Ersparung und Verwaltung anführt. Kinder sind gern thätig, mögen sich gern ein wenig wichtig fühlen, setzen mit Recht eine Ehre darin, etwas zu thun, was von den Ihrigen als nützlich anerkannt und gebilligt wird, etwas bewacht, beschickt, in Ordnung erhalten und verbessert zu haben. Erfreuliche Anlage für häusliche Tugend, die nur Richtung und Bildung verlangt! Wohlthuender Anblick munterer Arbeitsamkeit im Kreise rascher, lachender Kinder; willkommnes Schauspiel, das nicht blos in der Gegenwart ergötzt, das auch der Zukunft gute, rechtliche Genossen der menschlichen

Gesellschaft verspricht! Bei ihrer kleinen Geschäftigkeit lernen sie ja, was das Leben fordert, wie man das Nöthige erschwingt und sichert, wie vielerlei der Mensch bedarf, wie schwer etwas erworben, und wie leicht etwas abgenutzt und verbraucht wird; und es kommt jetzt nur darauf an, daß ihnen diese Einsicht recht vollständig, lebendig und wirksam gemacht, und dadurch, daß sie dieselbe nicht blos durch Hören, sondern auch durch Handeln erlangen, bis zur Gewißheit von Erfahrungen erhöhet wird.

Denkende Erzieher werden nicht um Einrichtungen dazu verlegen seyn, ohne gerade zu einem neuerlich vorgeschlagenen Mittel zu greifen, das ich nicht unerwähnt lassen darf. Berühmte Erzieher haben den Rath gegeben, um es den Kindern recht sinnlich und zugleich durch Gewöhnung erträglich zu machen, daß es sich der Mensch, um ehrlich durch die Welt zu kommen, sauer werden lassen muß, solle man seinen Zöglingen angemessene Arbeiten bestimmen, sie für diese gleichsam ordentlich bezahlen, oder ihnen dafür ihre Speisung, Kleidung und ganze Verpflegung nach festgesetzter Schätzung anrechnen. Man braucht den Vorschlag beinahe nur zu hören, um sich dagegen zu erklären. Denn eine solche fortgesetzte und Zeit erfordernde Berechnung möchte allenfalls nur in Erziehungsanstalten, nicht aber in gewöhnlichen Häusern, wo es außer der Erziehung immer noch manches Andre zu besorgen gibt, möglich seyn. Und wenn sie auch überall möglich wäre, — sollte es ein Kind von gesundem Verstande nicht einsehen, daß sein schwacher Fleiß bei weitem nicht hinlänglich sey, ihm seinen Unterhalt zu verdienen? Sähe es dies wirklich nicht ein, so würde es ja offenbar über das menschliche Leben und die Mittel zur Erhaltung desselben irre geführt, und durchschaute es die Sache,

so würde ihm die ganze Anstalt vielleicht als eine Spielerei erscheinen, und das wäre für sein Urtheil über sittliche Bildung gefährlich, denn sittliche Bildung soll dem Menschen Geschäft, Streben, bisweilen Ringen und Kampf, aber nimmer Spiel seyn.

Allein gesetzt auch, diese Einwürfe ließen sich heben, die Ausführung des wohlgemeinten Vorschlags möchte am Ende doch wohl nur einen von den noch nicht unerhörten Fällen geben, in welchen die Erziehung durch die Erziehungskunst unterdrückt wird. Was will man denn bewirken? Erwerbsamkeit, ordentliche Wirthschaft? Vielleicht erzielte man mehr, als man wollte, vielleicht triebe man Geiz hervor. Sollte das Kind nicht dadurch den unwürdigen Gedanken dulden lernen, daß es die ehrwürdigste Sorge, die zärtlichste Pflege der Eltern mit wenigen elenden Groschen bezahlen könne, daß der Austausch von Empfindungen für Empfindungen, von Erweisungen für Liebe nichts sey, als eine des Vergnügens wegen stattfindende Mäkelei? Lieber Gott, es wird ja gemäkelt genug in der Welt, es ist ja des Kaufens und Verkaufens genug, der Menschenfreund möchte ja so schon oft wehmüthig sagen: Ist denn auch außer dem Gebiete des, innerhalb seiner Grenzen aller Ehre werthen, Handels so gar Vieles feil unter den Menschen? — Will man sich denn daran nicht begnügen? soll Alles nur als Waare gelten? soll das Markten und Feilschen auch in den Kreis der gutmüthigen, für die reinen Gefühle der Menschheit offenen Kinder eingeführt werden? soll die lautre, uneigennützige Menschheit nirgends, auch in der Kinderstube nicht, ein Plätzchen behalten, wo sie frei waltet? soll man es da nicht schätzen, wie sie Schmerzen leidet für Andrer Leben und Freude, wie sie Sorge und Unruhe hat für die

Ruhe Andrer, und Schweiß aus Pflicht, Arbeit aus Gehorsam gegen Gottes Gesetz, wie sie Wohlthat für Dank, Mittheilung für Mittheilung, Gefühl für Gefühl, Thränen um Thränen, Liebe um Liebe gibt? Nein, o nein, das Kind soll auch hier Kind, ganz Kind seyn, und seine Abhängigkeit von der Güte der Eltern unabläßig fühlen; und man möge, indem man die Stäbe der Erwerbsamkeit und Sparsamkeit einheften will, nicht die edlen Pflanzen der Menschlichkeit und Herzlichkeit ersticken, welchen jene nur zur Stütze dienen sollen.

Auch ist das angepriesene Mittel zur Erziehung für die Häuslichkeit gewiß so nöthig nicht. Wenigstens gibt es ein noch nicht genanntes, weit sichereres und unwiderstehlicheres, und das ist das eigene Beispiel der Eltern. Ich begnüge mich hier, an eine bekannte, durch lange Aufmerksamkeit der Menschenbeobachter bewährte Bemerkung zu erinnern, welche nur wenige Ausnahmen leidet. Das Kind des Verschwenders und des Geizigen wird meistens entweder die ihm vorgezeichnete Bahn nachwandeln, oder nach dem gemeinen Hange der Menschen zu dem Aeußersten in die entgegengesetzte Thorheit verfallen; was hier gerade recht ist, wird es selten treffen. Der Zögling des Verschwenders fühlt zu sehr die Verirrung seines Erziehers, mußte vielleicht zu bitter darunter leiden, er will klüger wählen, und fröhnet nun dem Geize. Der Sohn des Geizigen erkennt zu lebhaft das Lächerliche, das Widersinnige, das Unwürdige, das Verabscheuungswerthe in dem Verhalten seines Vaters, er will, meint er, das Leben besser genießen, — und gleitet in die Verschwendung hinüber. Der Bahn der Häuslichkeit aber, dieser Bahn der Vernunft, steht nicht ein so verführerisches Aeußerstes entgegen. Die

Bahn der Häuslichkeit fesselt durch ihren eigenthümlichen Segen so an sich, daß Kinder, welche bei ihren Eltern von jeher häuslichen Fleiß mit kummerlosem Lebensgenusse und fröhlicher Geselligkeit, Sparsamkeit mit gefälligem Geschmack und freundlicher Schmückung des Lebens, Erwerbsamkeit mit edler Mittheilung und freigebiger Wohlthätigkeit gepaart sahen, meistens wieder häuslich werden.

Wie gesagt, es gibt hier Ausnahmen; aber die erwähnte Erfahrung hat doch immer noch Allgemeinheit genug, um alle die Folgerungen zu veranlassen, die mir jetzt die Zeit verwehrt, weil ich gern noch etwas von einem Mittel der Erziehung zur Häuslichkeit, nämlich von der Benutzung des durch den höchsten Erzieher verliehenen, und gewöhnlich sehr lebhaften Sinnes der Kinder für Selbstständigkeit, für Pflicht und Gerechtigkeit, für Liebe und Wohlthätigkeit sagen möchte. Unwiderstehlich und unauslöschlich regt sich in jedem Menschen der Trieb nach Selbstständigkeit. Jedermann will doch, wenn er den Umständen, den Gesetzen und der Pflicht genug gethan hat, im Uebrigen ungehemmt Seinselbst seyn, seiner eigenthümlichen Natur, seines innern Wesens, seiner Selbstbestimmung froh werden; und das ist ja auch blos Gebrauch des Adelsbriefs, den Gott vom Anfange den Menschen schrieb, daß sie die Erben, Genossen und Dulder ihrer eigenen Wahl nach seinem Willen seyn sollen.

Wer ist nun aber der Freieste, der Unbeschränkteste? wer ist sein eigner Herr? der Freund der Häuslichkeit, oder der Diener des Aufwandes? Ist's nicht der Häusliche? Sein Beruf ist ihm keine lastende Bürde, sondern ein Schatz, den er auch zu eignem Genusse trägt, seine Neigungen dürfen ihn nicht verwundend hin- und herreißen, denn er lenkt sie;

seine Wünsche dürfen ihm nicht quälsüchtig Dinge vorhalten, die er nicht besitzt, denn er hat edlen Stolz und Muth genug, lieber schwarzes Brod, das sein ist, zu essen, als Leckereien, die er nicht erwerben kann, lieber in bezahltem groben Tuche, als in unbezahlter Seide einherzugehn. Er kann wandeln, wo er will, zur Zeit der Muße ruhn, wie er will, schlafen, wenn er gesund ist, lachen und scherzen, wenn er Laune hat, mit seiner Habe schalten, wie es ihm gut däucht, und kein unbefriedigter Forderer vermag ihm zwischen seine Verfügungen zu treten; von keinen Thorheiten der Vergangenheit gebunden und verstrickt, kann er auf offnem Wege folgen der Vernunft, der Pflicht, dem Herzen, dem von Gott gelenkten Schicksale. Wenn dieses ihn von hinnen winkt, nimmt er getrost seine Beförderung an, und es darf Niemand etwas dagegen einzuwenden haben, Niemand wünschen, um versäumter Berichtigungen willen ihn aufzuhalten auf der Bahn zu höherer Trefflichkeit. Er lebt frei, er genießt frei, er wirkt frei, er stirbt frei.

Wie ganz anders ist das Loos dessen, der dem Aufwande fröhnt! Seine Genüsse sind nicht recht sein; denn er kann sie nicht aus seinen Mitteln bestreiten, er hat nur halben Genuß und zügellose Wünsche; welche Noth! Wünsche und keine Befriedigung, denn es bleibt immer noch etwas, was an Andern glänzt, funkelt, klingt, was Andere sehen, hören und schmecken, und was ihm nicht gestattet ist. Er kann nicht seyn, nicht gehen, wo er will, denn es könnten sich ihm hier und da ungestüme Forderer entgegen stellen; er will ruhen, aber die Besorgniß, daß seiner Vorwürfe warten möchten, und das Nachsinnen, wie er diesen entschlüpfen könne, macht ihm das weichste Polster hart; er will schlafen, aber die Verwirrung seines Hauswesens weckt ihn wie ein wüstes Getümmel, und die Bilder seiner Gläubiger

schleichen sich in seine nächtlichen Träume und stören seinen Schlummer; er möchte gern Gefühl der Freiheit athmen, aber das Andenken an seine Abhängigkeit von der Geduld oder Gutwilligkeit Anderer drückt ihn nieder; er möchte gern so oder so handeln, und schwere Ketten halten ihn, sein Gewissen verurtheilt manche Ungeradheiten, Unebenheiten und kleine Ränke, und die Noth rafft ihn in dieselben hinüber; welche Plage, welche Kämpfe, welche Sklaverei! Wo ist der Jüngling, ja, wo ist der Knabe, den man hiervon nicht belehren, dem man diesen Unterschied nicht klar machen, den man dadurch nicht wenigstens einigermaßen für die Häuslichkeit gewinnen könnte, wenn zumal noch Folgendes dazu kommt:

Vernehmlich spricht in jedem Menschen Gott durch die Stimme der Pflicht und der Gerechtigkeit, und es ist das erste Anliegen der Menschheit, daß diese Stimme heilig gehalten werde, daß Jeder zunächst in seinem kleinen Kreise thue, was er thun soll, arbeite, wie er es vermag, Jedem lasse, was ihm gehört, Jedem entrichte, was er mit Recht verlangen kann, Jedem gebe, was er zu fordern hat. In einem verständigen und unverfälschten Kinde ist jene Stimme so laut, daß es oft eine ängstliche Sorgsamkeit äußert, mit jeder Bezahlung zu eilen, eine Sorgsamkeit, die man nicht belächeln, der man es folgen lassen, die man als den schönen Keim eines gewissenhaften Sinnes verpflegen sollte. Man mache die Kleinen nur mit dem gerechten und rechtlichen Manne bekannt; man bringe sie zu der Einsicht, daß der Schatz seiner unerschütterlichen Ruhe, der hohe Segen seiner Selbstbilligung ihn noch weit mehr befriedigt, als die Achtung, als das Zutrauen, womit man ihn überall empfängt; man überzeuge sie, daß diese Ordnung und dieses Glück sich vorzüglich auf Häuslichkeit stützt, und sie werden

die Häuslichkeit ehren, weil sie die Gerechtigkeit für nothwendig anerkennen.

Man zeige ihnen dagegen die Verwirrungen, die innern Widersprüche, und die äußern Zerrüttungen, welche aus der Versäumung und Verletzung der Gerechtigkeit hervorgehn, von den kleinern Vervortheilungen bis zu den größern in's Allgemeine wirkenden Veruntreuungen, von den Verlegenheiten, in welche dadurch Einzelne verwickelt werden, bis zu dem fürchterlichen Umsturze glänzender Häuser, der Hunderte zu Boden reißt, der eine Menge Arbeiter zu Grunde richtet, unverschuldete Dürftige an den Bettelstab bringt, worüber Witwen die Hände über dem Haupte zusammenschlagen und Waisen Wehe schreien, von dem geheimen Wanken des häuslichen Wohls bis zu dem schauderhaften Kettengerassel in dumpfigen Kerkern, von dem verschwiegenen Unfrieden im Herzen bis zu der wilden Verzweiflung, die zu dem Selbstmorde hinrast. Man überführe sie, daß alles dieses Elend vorzüglich durch übermäßigen Aufwand und Ueppigkeit gestiftet wird, und sie werden der entgegen gesetzten Weisheit williger in die Arme flüchten.

Und endlich sey auch du hierzu willkommen, ehrwürdige Bürgschaft unsrer göttlichen Abkunft, reines Gefühl der Güte und Liebe, die zum Mittheilen, zum Helfen, zum Trösten, zum Erfreuen eilt. Unverderbte Kinder tragen dies Gefühl in sich, sind so glücklich, über die Noth Andrer weinen zu können, geben so gern, haben Freudenthränen für erheiterten Kummer: wie kräftig muß das die Belehrung machen, daß Wohlthätigkeit und Milde nur der Häuslichkeit möglich, aber der erschöpften Verschwendung verwehrt ist. Ein guter Arbeiter, durch unverschuldete Unfälle zurückgekommen, schleicht unberathen aus manchem Hause der Pracht,

in welchem zwar glänzenderes, aber um so drückenderes Elend als sein eignes wohnt; unter dem Dache des schlichten Genügsamen findet er Beistand. Von dem frischen Grabhügel ihres Gestorbenen taumelt im Harme verloren eine Wittwe mit hungernden Waisen zurück, alle strecken hülflos gegen die ihnen Begegnenden die Arme aus, ob sie etwa Einer leiten wolle auf der ödesten, dornichtsten Stelle ihrer Bahn; der Verschwender zieht die kraftlose Hand hinweg und seufzt, der sparsame Wirthschafter beut ihnen eine Hand und einen Stab, bis ihr Pfad wieder lichter und ebner wird. Ein Sterbender ringt mit den letzten Forderungen des scheidenden Lebens; morgen bedarf er nichts mehr, aber heute lechzt seine Zunge, schmachtet sein Gaumen noch einmal, fordert seine sterbliche Natur noch einmal Erquikkung, sein entblößter Leib noch einmal Schutz gegen den Frost, und seine bald brechenden Augen irren schwimmend herum, woher ihm das kommen werde. Der Mann des Aufwandes schauert bei dem Anblicke zusammen, wischt hastig die Augen und eilt zitternd vorüber; aber der Häusliche stützt und speist und labt und deckt den Leidenden, und gibt ihm das Bild seines Mitleids mit in die andre Welt. Das lerne früh der Zögling der Häuslichkeit, und so mische sich die Flamme der Liebe mit der Gluth des häuslichen Heerdes, und heilige den häuslichen Heerd zum Altare.

Guten Eltern werden die angegebenen Mittel zur Erziehung für die Häuslichkeit nicht zu schwer, die Mühe des Verwahrens, des Gewöhnens, des Unterrichts, der Bildung und Uebung wird ihnen nicht zu drückend scheinen, sie sehen schon im Voraus die Früchte ihres Strebens, und die Hoffnung zeigt ihnen, was ihr Zögling einst seyn wird, in einem aufmunternden Bilde. O, ein erfreuendes, liebliches Bild! Glücklich reift der Häusliche in seinem stillen Gebiete für

die höhere Wirksamkeit. Nach dem Gesagten ist ja der ewige Hausvater, der Gerechteste und Gütigste, überall sein Schutz und leitet ihn, Ordnung herrscht in seinem Innern, Glaube und Tugend weihet sein Haus zum Tempel, Friede schwebt über demselben, und Freude und Liebe pflegt des Feuers auf seinem Heerde. Heiter sind seine Morgen, geschäftig seine Tage, ruhig seine Abende, schlummerreich seine Nächte, ungekünstelt seine Mahle und gesund; er hält Haus mit der Fackel seines Lebens; mäßig genährt lodert sie nicht wild empor, um bald zu verlöschen, sie brennt hell und lange. Nimmer wird ihm sein einfaches Loos zu einfach: er weiß es, er hat es erfahren, daß die Auftritte des Hauses dem Verstande und dem Herzen oft mehr Abwechselungen geben, als eine Reise um die Erde; nimmer geringfügig: er weiß es, daß in einer kleinen Stube Manches geschieht, was mehr werth ist, als Vieles, was die Geschichte erzählt, und daß ein armes Mädchen oft größer handelte, als ein gepriesener Held.

Er hat, was er braucht; nicht geäfft durch Träume von unerwerblichen Gütern, nicht verführt durch die Sirenenstimmen der Lotterien, nicht bekümmert durch gescheiterte Entwürfe zu großem Gewinn ohne Mühe, geht er zufrieden hin, bis er am Ziele ist. Er hat genossen, die Stunde schlägt, die ihn von hinnen ruft, und er steht froh und gesättigt auf vom Mahle des Lebens. Nichts kann ihn nun halten, es ist Alles berichtigt, und Niemand hat noch etwas an ihn zu fordern, als der Tod, daß er ihm zolle, was sterblich ist. Geduldig zollt er es, und empfängt dafür den Brief der Freiheit, mit welchem er sich zur Heimath erhebt. Stumm und ernst ist's nun in seinem Hause: das Feuer seines Heerdes scheint ihm nicht mehr, das Gewühl der häuslichen Geschäftigkeit theilt er nicht mehr, die Stimme

der Gattin und der Kinder erreicht ihn nicht mehr, das Spiel und das Getändel der Enkel weckt ihn nicht mehr. Herzlich wird um ihn geweint, und so soll es seyn; Thränen gebühren den Todten, und sie gehören mit zu der irdischen Erziehung; aber durch seinen Fleiß, durch seine Sorge, durch sein Beispiel sind die Seinigen gegen das Angstgeschrei und das Händeringen der Verzweiflung gesichert. Sein Grab ist geehrt und gesegnet, und er selbst unaussprechlich befriedigt. Er vertauscht eine ärmere gegen eine reichere Wohnung, er hatte gelernt, geschäftig zu seyn, und fühlt sich nun selig in seiner erhabneren Thätigkeit, und schauet entzückt nieder auf die Auen der irdischen Uebung aus dem höheren Gebiete, für welches doch alles Lernen, alles Hören, alles Denken, alles Reden und Lehren, alles Arbeiten, alles Dulden und Genießen uns erzieht.

Der Ersatz.

Die schöne Agnese hatte nach ihrer Trauung mit einem sehr edlen Jünglinge lauter wohlgemeinte Glückwünsche empfangen. Nicht Einer in der Gesellschaft war gleichgültig geblieben, als die liebliche Braut, die man die Krone der Jungfrauen nannte, und ihr biederer Bräutigam mit schwimmenden Augen lange in den Armen der weinenden Eltern hingen, und dann die Uebrigen mit einnehmender Rede um Antheil an ihrem Glücke baten. Bewundernd war Mancher zurückgetreten, und hatte gesonnen, mit welchen ihm bekannten, berühmten Bildern reizender Frauen er Agnesen vergleichen möge; dann aber hatte ihn wieder der Glanz ihrer Augen, der unter den Wimpern mild hervor strahlte, wie das Mondenlicht aus umschattendem Gewölke, traulich zu der Guten gezogen, die himmlisch froh jedes menschliche Wesen mit Wohlwollen umfaßte.

Mit Gefühlen, wie die vergangene Feierlichkeit, und die Liebe, die sich dabei ergoß, sie unterhalten mußte, lustwandelten nun Alle, so wie das Brautpaar, in dem Garten. Nur der Pfarrer, der die Hände der Liebenden in einander gelegt hatte, blieb mit einem Bekannten des Hauses ein wenig zurück. Dieser führte den Prediger, der erst seit Kurzem

in seinem Amte war, durch alle Zimmer und Säle des Gutes, das im Innern und Aeußern wie ein fürstliches Schloß prangte, und ließ ihn aus einem Fenster desselben die geschmückte Landschaft, und dann die Wirthschaftsgebäude, den Hof, auf welchem üppiges Vieh sich drängte, und den Garten übersehn. Allen den Ueberfluß, sagte er, und außer diesem noch ein Paar bedeutende Güter nennt nun Agnese das Ihrige. Wer ihr das vor einem Jahre gesagt hätte! —

Ja, fiel der Pfarrer ein, mir kam noch nie eine löblichere Heirath vor. Wenn sich die reiche Weisheit mit der armen Schönheit und Tugend verbindet, so erfreut und befriedigt das den unbefangenen Hörer und Zuschauer.

Sie haben Recht, erwiederte der Andere, lange hat wohl in der ganzen Nachbarschaft nichts so sehr überrascht, und zugleich so allgemeinen Beifall erhalten, als die Nachricht von der Verlobung der heute Vereinigten; und selbst die, welche etwa eine andre Wahl des Bräutigams gewünscht, oder an seiner Stelle ein begütertes Mädchen gesucht hätten, schämten sich, ihre Befremdung zu äußern. Der Geist, die Kenntnisse, das feine Gefühl, die uneigennützigen Gesinnungen des jungen Mannes ließen mich immer so etwas erwarten. Seine Mutter, eine treffliche Frau, war ihm nicht entgegen: Mein einziger Sohn hat durch Gottes Segen, sprach sie, Güter genug; er mag seinem Herzen folgen. Sein Vater würde, wenn er noch lebte, bei aller Rechtschaffenheit vielleicht mehr Schwierigkeit gemacht haben. — Daß es sich so herrlich fügen mußte, daß unser Bräutigam vor einem Jahre auf einer Reise gelegentlich die schöne Agnese bei dem Amtmann kennen lernte, der die dürftige Verwandte erzog!

Gott schenke ihrem Verpfleger, rief der Pfarrer, alles Heil und allen Frieden! Der Mann nahm mich, als ich ihn unter den Gästen gewahr ward, durch sein treues, frohes Gesicht augenblicklich ein.

Und wahrlich, fuhr der Andre fort, er hätte, wenn Agnese sein Kind wäre, nicht mehr thun können, als er that, ihr die besten Kenntnisse und eine recht vorzügliche Bildung zu geben. Dafür hat er nun aber auch Freude, als ob er seine eigne Tochter ausgestattet hätte, und das Glück, ihren Eltern ein ruhiges Alter zu verschaffen. Sie wissen doch schon, daß diesen der Schwiegersohn ein Gütchen zur Benutzung überläßt, welches sie hinlänglich nährt? Beide vermögen sich vor Entzücken noch gar nicht zu fassen. Sahen Sie wohl, wie dem Vater bei der Trauung die Thränen von den Wangen liefen, und wie die Mutter das Gesicht verhüllte? und hörten Sie, wie sie schluchzte? Ich selbst war nie gerührter bei einem gleichen Feste. Sie hatten vorhin ganz Recht. Wenn man bei mancher Hochzeit so kalt bleibt, als ob man statt des Brautpaars zwei Geldsäcke zusammenstellen und bis zu gleicher Höhe füllen sähe, weil einem einfällt, daß etwas Aehnliches geschah, ehe die jungen Leute an den Altar treten; so geht einem dagegen auch Herz und Auge über, wenn man die Weisheit um die Unschuld werben, beide Tugend gegen Tugend austauschen, und von der einen Seite Reichthum, von der andern Schönheit als willkommene Zugabe erscheinen sieht.

Unter solchen Gesprächen kam der Prediger in den Garten, wo sich sein Gefährte fröhlich unter den Haufen mischte. Er aber ging in mannigfaltiger Betrachtung des vorher Gehörten unbegleitet weiter, und heftete die Blicke mit Wärme

auf das Brautpaar, das in seiner Seligkeit allein in einem Gange auf und nieder wandelte. Mit Rührung bemerkte er, wie Agnese gen Himmel und zu dem Geliebten auffsah, dann schnell die Hand erhob, die Augen zu trocknen, und wie der Jüngling, sanft ihre Hand fassend, die Thräne von den glühenden Wangen küßte. — Mag doch das Entzücken weinen! Mögest du immer nur von diesem Frühlingsthaue der Wonne glänzen, junge Rose! Mag dein Lenz lang, dein Sommer segenreich und nicht schwül seyn, und dein Herbst neben den Früchten neue Blüthen treiben! — so dachte der Pfarrer innigst bewegt, und gelangte unvermerkt an das Ende des Gartens, an ein dichtes Gesträuch mit fast verwachsenen Gängen.

Er meinte, es müsse süß seyn, hier ein Weilchen mit seinen Gefühlen einsam zu wallen, und verfolgte den geschlungenen schattigen Weg, bis er fern in einem Kreise von Birken ein freies Plätzchen, und auf demselben vor einer Rasenbank eine Betende auf den Knieen erblickte. Es war Agnesens Mutter. Leise hob er sich auf den Zehen zurück, bis er die Andächtige nicht mehr sah, dann eilte er, bis er aus dem Gebüsche war, lispelte vor sich: Ja, bete, zärtliche Mutter, für deine fromme Tochter, erflehe ihr und allen ihren Theuren alles Gute von dem Vater im Himmel; — und schritt in der Nähe hin und her, um Jeden, der das ausströmende Gefühl stören könnte, durch eine Anrede abzuleiten. Als er sich so von Neuem dem Eingange in das stille Heiligthum näherte, trat ihm die Mutter mit rothen, nassen Augen entgegen. Ich habe geweint, begann sie, und reichte ihm die Hand. Ich verberge Ihnen das nicht, empfangen Sie meinen Herzensdank für Alles, was Sie in Ihrer Traurede von den Wegen der Vorsehung sagten; ich habe

das an einem Orte beherzigt, zu welchem ich Sie bitte, mit mir zu gehn.

Er folgte ihr bis unter die Birken. Hier bin ich jetzt gewesen, fuhr sie fort. Sehen Sie, auf der Rasenbank an dieser Stelle, wo durch die Bäume das Wohnhaus des Gutes schimmert, habe ich vor neunzehn Jahren ungefähr in derselben Jahreszeit, und seitdem nicht wieder, gesessen. Gott, wie war es damals ganz anders! Wir hatten dieses Gut von dem Vater meines Schwiegersohns gepachtet, und verarmten in dieser Pacht. Vielleicht war für unser kleines Vermögen die Unternehmung etwas zu groß. Durch Fleiß und Sparsamkeit hofften wir sie zu bestreiten. Aber die Preise fielen unerwartet, die zweite Ernte verloren wir durch Hagelschlag fast völlig, es starb uns Vieh, — und wir wären Bettler gewesen, wenn wir nicht noch mit dem Vertrauen auf den Höchsten Muth zum Arbeiten gehabt hätten. Unser Gutsherr behandelte uns nachsichtig und billig; aber wir waren nicht zu retten. Da saß ich eines Tages hier mit der kleinen halbjährigen Agnese auf dem Arme, weinte das Gesicht des schlafenden Kindes naß, rang die Hände, und starrte bald den Himmel und bald das Gut an, das wir am nächsten Morgen mit leerer Hand verließen. Mein rechtschaffner Mann nährte als Verwalter und Gehülfe reicher Güterbesitzer mich und meine Tochter kümmerlich, die hernach der würdige Amtmann, unser Gast, seit ihrem zwölften Jahre so wohlthätig erzog. Und nun schaue ich von derselben Stelle auf dasselbe Gut, als auf das Eigenthum meiner Kinder. Ewiger, gütiger Gott, deinen Segen über so viele gute Menschen, und Dank, Dank für den reichen Ersatz! Nach diesen Worten schaute sie aufwärts, richtete die gefalteten Hände empor und schwieg.

Ewiger, gütiger Gott, wiederholte der Pfarrer in ähnlicher Stellung, Dank dir für diese seltene Segnung durch das Herz und durch die Liebe, in welchen du deinen Kindern so oft Ersatz für das bereitest, was ihnen das Unglück raubte.

Inhalt.

	Seite
Die armen Alten	5
Louise an ihren Bräutigam	14
Louise an ihren Bräutigam	17
Louise an Johanne B.	20
Lied eines Landmanns zum Lobe seines Weibes	23
Der Gebrechliche	26
Das Kleid der Mutter	39
Der angstvolle Nachmittag	52
Das Huhn	71
Marie und Wilhelm	84
Die Kutsche	100
Die zu späte Entdeckung	115
Die Weizenbreite	123
Abendbetrachtungen eines Nachtwächters	131
Die Narbe im Gesicht	136
Das Spielwerk	149
Der Rosenstock	157
Ueber Erziehung zur Häuslichkeit	167
Der Ersatz	184

Staatl. Bibliothek Passau

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Starke, Gotthelf Wilhelm Christoph,

Ausgewählte Dichtungen und Prosa

Bd.: 2

Hildburghausen (1843)

Passau, Staatliche Bibliothek -- S nv/La (b) 437-64/65
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11342267-7